

Sezession

Heimatboden

Norbert Borrmann
Ökologie ist rechts

Thomas Hoof
Bodenlosigkeit

Karlheinz Weißmann
Begrenzungen

Günter Scholdt
Heimatliteratur

Armin Mohler
schreibt einen Brief

56

Oktober 2013
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

11. Jahrgang, Heft 56,
Oktober 2013

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9000 und als Grundlagenbeitrag 15500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

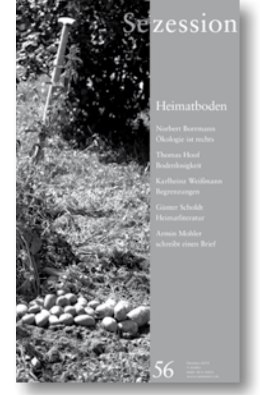
ISSN 1611-5910

Metapolitische Unterweisung (I)

von Götz Kubitschek

Die Bedingungen, die politisch denkende und metapolitisch handelnde Akteure gegenwärtig in ihre Strategien einzubeziehen haben, unterscheiden sich in vier Punkten fundamental von denen, die noch vor dreißig Jahren galten:

1. Im Zeitalter von *facebook,* Digitalkamera und *google* gibt es keinen Experimentierraum mehr: Nichts, was man im forschen Alter von zwanzig Jahren an radikalen Gedanken oder kompromißlosen Handlungen veröffentlichte oder dokumentierte, gerät je wieder in Vergessenheit. Es ist nicht mehr räumlich begrenzt auf den Verbreitungsgrad einer unwichtigen Ortsgruppen-Postille und nicht mehr jenem zeitlichem Verfall ausgesetzt, der früher die ganze »Graue Literatur« politischer Bewegungen erfaßte: Wer hob schon Flugblätter oder Pamphlete auf – und hätte sie nun zur Hand? Heute entreißt man derlei jugendliche Totalentwürfe und Dummheiten der Vergessenheit mit ein paar Mausklicks. Alles steht ohne Mühe und ohne Chronologie zur Verfügung und stellt dem, der längst weiter (vernünftiger, gemäßigter, politikfähiger) ist, ein Bein. Die Suchmaschinen des Internets suggerieren uns nichts anderes: Eine Entwicklung (zu der das Vergessen zwingend gehört) ist nicht mehr vorgesehen.



2. Parallel dazu hat die Bereitschaft zur Denunziation zugenommen. Jemanden »googeln« heißt oft nichts anderes, als eine öffentlich zugängliche Möglichkeit der Ausspähung zu einem einzigen Zweck zu nutzen: Schwachstellen, An- und Aufgreifbares zu finden, um etwas gegen »den Anderen« in die Hand zu bekommen. Dabei geht es längst nicht mehr nur um aufstrebende Spitzenpolitiker – deren Vorleben wird sowieso seit jeher durchwühlt; es trifft mittlerweile selbst Promotionsstudenten, Obergefreite oder Olympiateilnehmerinnen im Rudern. Daß diese Methode nicht als ekelhaft gilt, sondern im Kampf gegen Rechts zu einer Art staatsbürgerlichen Pflicht verkommen ist, macht die Lage zwar übersichtlich, jedoch nicht besser: Man kann von Glück reden, wenn man auf Leute trifft, die auf die Anschwärzer schon um des Prinzips willen allergisch reagieren.

3. Diese Resistenz gegen den Anwurf von der politischen Gegenseite ist nicht mehr milieugebunden. Es war für politische Tiere wie Armin Mohler (er kommt auf der folgenden Doppelseite zu Wort) von großem Vorteil, daß sie sich zwar einer »Hexenjagd« ausgesetzt sahen, aber dennoch Chef der Siemensstiftung bleiben konnten, in *FAZ, Welt, Rheinischem Merkur, Nürnberger Nachrichten* undsoweiter rezensiert wurden und überhaupt ein rechtskonservatives Milieu mit all seinen emotionalen, finanziellen und strukturellen Gaben vorfanden. Dieses Milieu gibt es heute nicht mehr (oder doch noch, aber auf ein Hundertstel eingedampft), und ob sich um die politische AfD ein metapolitischer Resonanzboden jenseits konservativer Minimalia bilden wird, ist mehr als ungewiß.

4. Dieses Restmilieu ist einem Konformitätsdruck ausgesetzt, den zum einen die Verschulung und Beschleunigung aller Ausbildungsgänge ausüben, zum anderen die allem Konservativen innewohnende Neigung zum »normalen Leben« und zur vorbildlichen Karriere. Wenn es vor zwanzig Jahren schon schwierig war, andere Studenten davon zu überzeugen, daß zwei, drei der vorpolitischen Arbeit geopferte Semester den weiteren Lebensweg nicht entgleisen, sondern erst zu etwas Eigenem werden ließen, so scheint dies heute unmöglich zu sein. Dieses sehr genaue Abwägen, welches Wochenende dem Idealismus, welches der Freundin, welches der Seminararbeit und welches der Erholung zu widmen sei, hat etwas beeindruckend Reifes und niederschmetternd Spießiges an sich. Gründliche Leser sind darunter, erstaunlich gebildete junge Leute. Und vielleicht tut man ihnen Unrecht, wenn man an ihnen vor allem viel Lauwarmes wahrnimmt. Wahrscheinlich ist doch, daß sie die Koordinaten eins bis drei zur Kenntnis genommen und durchdacht haben: Ist nicht irgendwann bereits jeder verdächtig, der Bücher sammelt und bei *amazon.de* ein Interessenprofil besitzt, das ihm ständig Neues aus Berlin, Graz und Schnellroda empfiehlt?

Dies alles hat bereits dazu geführt, daß echte Alternativen von rechts mit weit größerer Wahrscheinlichkeit als früher in einer Sackgasse münden. Was möglich bleibt, ist die Äußerung eines Unbehagens an der Entwicklung des ein oder anderen politischen Teilbereichs. Nur wer sich an diese Spielregel hält, wird zulegen können. Leider aber weiß man, daß das, was zur Mitte strebt, ohne zuvor radikal gewesen zu sein, nicht besonders interessant sein kann.

Metapolitische Unterweisung (II)

Brief 404 – Armin Mohler an Ernst Jünger

Bourg-la-Reine, 28. 11. 54

Lieber Chef,
Es geht um Ihre Anmerkungen zur Politik in Ihren letzten Briefen. Erst wußte ich nicht recht, ob ich nochmals darauf eingehen soll. Schließlich ist es nicht mehr meine Aufgabe, Ihnen zu widersprechen. Aber es handelt sich um ein Verhalten, das ich oft an Ihnen beobachtet habe und das ich doch umschreiben möchte.

Daß Sie sich nicht um den täglichen politischen Kleinkram zu bekümmern haben, ist selbstverständlich. Was Sie andererseits über die Gestalt des Arbeiters sagten (im Brief vom 8. 11.) leuchtet mir ebenfalls ein. Das über den Arbeiter Gesagte ist jedoch im absoluten Raum gesprochen. Mir scheint, daß – bei Ihren politischen Äußerungen allein – die dazwischen liegende Schicht meist ausgespart bleibt, in der Sie mit Herz, Mund, Magen und Geschlecht drin sind. Sie sagen ja: »Politisch kann man heute mit gleichem Recht entgegengesetzte Aktionen befürworten.« Das ist von der metapolitischen Sphäre aus gesehen richtig. Aber Sie leben in der Zeit, das Schicksal hat sie in einen politischen Raum gestellt. Mir scheint manchmal, daß Sie es sich – aber nur in *politicis!* – in diesem Bereich etwas zu leicht machen, indem Sie zu früh den metaphysischen oder metapolitischen Schluß ziehen. Sie argumentieren dann im politischen Bereich mit metapolitischen Schlüssen.

Bevor ich zu Beispielen übergehe, möchte ich sagen, daß ich zu Ihren politischen Aussagen nach dem Zweiten Weltkrieg wohl *Über die Linie / Der Waldgang / Der gordische Knoten* rechne, keineswegs aber die Friedensschrift und die *Strahlungen*. In der Friedensschrift ist zuviel Wollen, in den *Strahlungen* scheinen mir die politischen Äußerungen doch zu akzidentiell zu sein. In den ersten drei Schriften aber, insbesondere der *Linie* und dem *Waldgang,* steht Politisches, und gerade mit diesen politischen Stellen haben Sie auf die jetzt in die Politik eintretende Generation in Deutschland sehr stark gewirkt. Sie treiben keineswegs bloß Metaphysik, sondern Sie haben in jener mittleren konkreten politischen Zone unmittelbare Wirkungen – ob Ihnen das nun lieb ist oder nicht. Und zweitens möchte ich Ihnen sagen, daß manches, was Sie als »Privater« (soweit Ihnen eine »private« Existenz überhaupt noch möglich ist – der Spielraum ist sehr klein) tun oder sagen, dem in Ihren Schriften politisch Formulierten widerspricht. Und ich meine, daß Sie es sich nicht zu leicht machen dürfen, indem Sie darauf verweisen, daß in jener oberen, metapolitischen Sphäre die Gegensätze ohnehin zusammenfallen.

Aber nun ist es Zeit, daß ich endlich zu praktischen Beispielen übergehe. Es ist ein Politikum, zu wem Sie – außerhalb Ihrer Bücher – »ja« sagen. Wie es auch ein Politikum ist, gegen wen Sie sich entscheiden. Es ist ja keineswegs so, daß Sie in Ihrem »privaten« Leben keine politischen Entscheidungen fällen. Beispielsweise haben Sie beim Nationalsozialismus nicht mitgemacht. Wenn es Ihnen damals wirklich nur auf das Metapolitische angekommen wäre, so hätten Sie ja – um der Verwirklichung der Gestalt des »Arbeiters« willen – gerade an diesem Nationalsozialismus teilnehmen müssen, so sehr Sie ihn im politischen Raum, also unterhalb der Metapolitik, abgelehnt haben. Sie haben sich also praktisch keineswegs an das gehalten, was ich die »absolute Argumentation« nennen möchte und was Sie mir in Ihrem Brief vom 8. 11. entgegengestellt haben. Sie müssen es also über sich ergehen lassen, daß Ihr störrischer Ex-Secretarius Sie gerade auf dieser politischen Ebene zu stellen sucht, auf der Sie nicht angetroffen werden möchten.

Ich wähle zwei Beispiele, die eng zusammenhängen: Sie haben die *Histoire de la Révolution Européenne* von Fabre-Luce für die deutsche Übersetzung empfohlen [Alfred Fabre-Luce, 1899–1983, frz. Schriftsteller; eine deutsche Übersetzung des Buches von 1954 erschien nicht], und Sie haben sich über den Saar-Artikel in der *Weltwoche* [von Karl von Schumacher, 1894–1957, Gründer und Herausgeber von *Die Weltwoche*] geärgert. Sie haben also Fabre-Luce in seinem politischen Wollen als Ihnen verwandt empfunden und Sie haben offensichtlich von der *Weltwoche* etwas anderes erwartet. Sie weisen bei Fabre-Luce auf die Stellen über Poincaré [Raymond Poincaré, 1860–1934, 1913–1920 frz. Staatspräsident, versicherte Rußland 1914 in der Julikrise der Unterstützung Frankreichs]. Nun sind diese Stellen allerdings mutig, wenn sich auch mehr und mehr Historiker zu der Auffassung bekehren, daß man es sich bisher mit der deutschen Kriegsschuld anno 1914 etwas zu leicht gemacht hat. Aber diese Passagen sind für mich der Speck, mit dem man die Mäuse fängt. Man muß sich fragen, warum ein Fabre-Luce und warum K. v. S. »deutschfreundlich« sind.

Beide, Fabre-Luce und K. v. S., gehören der gleichen Schicht an. Ich möchte sie die erste unechte Elite Europas nennen. Alle bisherigen Eliten haben ihre Legitimation aus einem Ethos oder einem Auftrag hergeleitet. Diese Schicht aber ist die Großbourgeoisie der Gründerjahre, welche als einzige Legitimation ihren Geldsack vorzuweisen hat, insbesondere wenn es sich um die zweite oder dritte Generation handelt. Fabre-Luce läßt ja an einer Stelle die Katze aus dem Sack: wo er zu einer »Internationale der Bourgeoisie« aufruft. Und auch K. v. S. hat damals in erfreulicher Weise die Katze aus dem Sack gelassen, als er ausrief, daß »die Deutschen sich nicht drücken dürften«. Man braucht deutsche Infanterie, wenn es um die heiligsten Güter des Vaterlandes, die schweizerischen Geldschränke, geht. Sie sind von dem Augenblick an in der *Weltwoche* gehätschelt worden, wo diese Schicht zur Überzeugung kam, daß bloß noch der deutsche Landser sie retten könne.

Sie werden sagen, daß das marxistisch argumentiert sei. Aber ich möchte eben, daß wir über die Phase rauskommen, wo der Marxismus recht hat. Die sogenannte »rote Gefahr« besteht genau so lange, als es die K. v. S. und Fabre-Luce gibt. Das heutige Westdeutschland, dieses unsaubere Gemisch von »freier Marktwirtschaft«, Kaugummi und Pfaffenherrschaft, ist genau das, was die »Roten« als ihre Existenzvoraussetzung brauchen. Dafür aber, für dieses Abendland, wird niemand so zu sterben wissen in Deutschland, wie man immerhin noch unter Hitler gestorben ist. Dieser hat immerhin, wenn auch zugegebenermaßen in pervertierter Form, ein Ziel aufzurichten gewußt, das jenseits der Wurst lag. Sie schreiben: »Etwas anderes ist, ob man sich im Notfall schlagen will oder nicht.« Dieser »Notfall« ist mir zu unbestimmt. Was man aber in letzter Zeit aus Deutschland hört, läßt zu meiner Freude hoffen, daß die Jahrgänge der künftigen Armee keineswegs um jeden Preis sich schlagen werden.

Es hängt also auch von Ihrer Haltung ab, ob die jungen Deutschen glauben, für die Interessen der Herren Fabre-Luce und K. v. S. eingesetzt zu werden oder für etwas, was den Einsatz wirklich lohnt. Fabre-Luce sieht in Deutschland immer noch das wilhelminische Deutschland von einst, wie es übrigens auch der Engländer Grenfell tut, dessen Buch [Russell Grenfell: *Bedingungsloser Haß? Die deutsche Kriegsschuld und Europas Zukunft,* Tübingen 1954] kürzlich in Tübingen rausgekommen ist: auch er möchte deutsche Infanterie für den Schutz seiner Welt und auch er sucht zu diesem Zwecke die antimilitaristische Kur der »Reeducation« dadurch rückgängig zu machen, daß er den Deutschen sagt, sie hätten 1914 gar nicht angefangen. Er ist sogar noch radikaler als Fabre-Luce: nach ihm haben sogar 1939 die Alliierten angefangen.

Was ich mit dem allem sagen möchte: Am stärksten sind Sie immer noch, wenn Sie Einzelgänger bleiben. Mit jedem Schritt in der Öffentlichkeit engagieren Sie sich aber politisch. Dagegen hilft Ihnen nicht, wenn Sie sich auf die metapolitische Ebene beziehen, auf welcher die Gegensätze ja ohnehin zusammenfallen würden. Gewiß tun sie das – aber die Synthese dort oben besorgt ein anderer, außerhalb der Zeit. Aber Sie leben nun einmal innerhalb der Zeit. Weil Sie gar kein »Privatmann« mehr sein können, können Sie es sich darum auch gar nicht mehr leisten, »privat« Vorstellungen anzuhängen, welche der Welt zugehören, der Sie noch entstammen. Und das ist nun einmal die wilhelminische Welt. Das können Sie schon deshalb nicht, weil Sie in Ihren Büchern wie kaum ein anderer gezeigt haben, in welcher Welt wir heute leben.



Immer »innerhalb der Zeit« – Mohler in Darmstadt, 1953. Sein Brief ist einem Buch entnommen, das im Herbst 2014 bei Antaios erscheinen wird.

Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich wieder einmal gegen den Stachel gelöckt habe. Sie werden erkennen, daß es in allen politischen Auseinandersetzungen, die ich so oft mit Ihnen hatte, immer um denselben einen Punkt ging.

Herzlich grüßt Sie Ihr alter Rouspetteur
Arminius

Ökologie ist rechts

von Norbert Borrmann

»Es wird eine Zeit kommen, in der man erkennt: Der Mensch lebt nicht von Pferdekräften und Werkzeugen allein. Es gibt auch Güter, die er daneben nicht entbehren will und kann. Und er wird haushalten lernen, und er wird das eine nicht zu gewinnen suchen, um mit ihm alles andere zu verlieren. Denn, wenn der Mensch alles gewonnen hätte, was sich mit seiner Technik gewinnen läßt, dann würde er zu der Erkenntnis kommen, daß das so maßlos erleichterte Leben auf der entstellten Erde eigentlich nicht mehr lebenswert ist, daß wir zwar alles an uns gerissen, was unser Planet herzugeben hatte, daß wir aber bei dieser Wühlarbeit ihn und damit uns selbst zerstört haben. Sorge ein jeder an seinem Teile, daß die Umkehr kommt, ehe es überall für immer zu spät ist.«

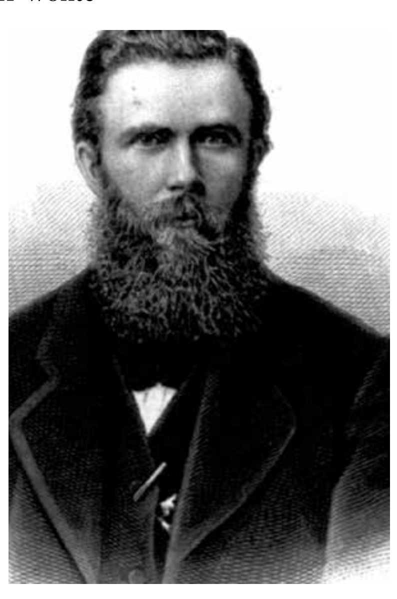
Diese Sätze – obwohl über hundert Jahre alt – klingen auch heute noch aktuell. Zu lesen waren sie erstmals 1904, in der Zeitschrift *Der Kunstwart*. Verfaßt hatte sie der Maler, Lebensreformer, Publizist und Architekt Paul Schultze-Naumburg (1869–1949), der sich im Laufe seines Lebens von einem Wertkonservativen zu einem Vertreter der völkischen Bewegung wandelte. Er stand also rechts der Mitte. Den heutigen Normalbürger mag das verwundern, verortet er das Thema Umweltschutz doch eher links. Schließlich handelt es sich bei den »Grünen« um eine linke Partei. Doch den etwas tiefer Blickenden kann es eigentlich nicht überraschen, daß die Umweltbewegung überwiegend rechte und nicht linke Wurzeln hat – ist es doch ein Merkmal rechter Weltsicht, sich zu den eigenen Traditionen und damit auch zur eigenen Heimat zu bekennen. Zur Heimat gehört aber nicht zuletzt die Natur, der sie und ihre Kultur erst entwachsen sind. Heimat, Natur, Landschaft waren aber gerade der klassischen Linken vollkommen fremd. Karl Marx sprach verächtlich vom »Idiotismus des Landlebens«. Für die Schönheit der Natur, aber auch für ihre Gefährdung durch die Industrialisierung hatte die Linke zumeist keinen Blick. Ihr Blick war ganz woandershin gerichtet – nach Utopia.

Erste Spuren zu einem Heimat- und Naturschutz lassen sich in Deutschland bis weit ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Bereits 1834 hatte Preußens Königshaus unter dem Druck der Öffentlichkeit den Drachenfels im Siebengebirge mit Umland gekauft und unter Schutz stellen lassen. Neuen Zündstoff bekam der Gedanke des Heimatschutzes nach der Reichsgründung von 1871, weil nun Industrie und Verstädterung nicht mehr nur die Großstädte, sondern auch zusehends das flache Land bestimmten. Die soziale Nivellierung aller Lebensbereiche zerstörte immer mehr lokale und regionale Traditionen. So radikal waren die Veränderungen, daß sie sich nicht nur mittelbar in den politischen und sozialen Strukturen auswirkten, sondern auch ganz unmittelbar im Aussehen des Landes und der Ortschaften. Als Vater des Heimatschutzes gilt der Komponist und Professor an der Berliner Hochschule für Musik Ernst Rudorff (1840–1916). Rudorff war noch direkt von den Vertretern der

Romantik angeregt worden und hatte, so schrieb der *Kunstwart* anläßlich seines Todes, »deren Anregungen in die Tat umgesetzt«. Im elterlichen Hause hatte Rudorff Ludwig Tieck, Schleiermacher, Savigny und die Brüder Grimm kennengelernt. 1880 erschien sein Aufsatz *Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur,* in dem er ein erstes Panorama der Veränderungen und Verwüstungen der Landschaft entfaltete, die auf die Industrialisierung, vor allem aber auf die Modernisierung der Landwirtschaft zurückzuführen waren. Als 1897 sein Buch *Heimatschutz* verlegt wurde, prägte er damit einen neuen Begriff; denn bis dahin war der Begriff »Heimatschutz« nur im militärischen Sinn verwandt worden. Rudorff wollte







Paul Schultze-Naumburg (links), die veröffentlichten Kulturarbeiten *(Mitte) und Ernst Rudorff (rechts)*

die Bezeichnung auch durchaus als »Kampfwort« verstanden wissen, der Kampf sollte hier allerdings nicht gegen einen äußeren Feind, sondern gegen eine innere Entwicklung geführt werden. Im einzelnen wandte er sich gegen schlecht proportionierte Bauten, gegen Hotelpaläste in landschaftlich schönen Gebieten, gegen die hemmungslose Erschließung von Naturschönheiten durch Straßen- und Zahnradbahnen, gegen die immer aufdringlicher auftretende Werbung und besonders gegen die Zerstörung der herkömmlichen kleingliedrigen Landschaft durch die Flurbereinigung und die damit einhergehende Vernichtung des Artenreichtums. Über die Folgen, die entstehen, wenn der Mensch die Natur nur noch nach ebenso einseitigen wie kurzsichtigen Rentabilitätsgründen behandelt, besser mißhandelt, schrieb Rudorff: »Das bunte, anmuthige Land (wird) zu einem möglichst kahlen, glatt geschorenen, regelmäßig geviertheilten Landkartenschema umgearbeitet. (…) Ein einseithiges Hervorkehren der materiellen Gesichtspunkte, ein völliges Ignorieren der idealen ist längst in der Behandlung aller hierher gehörenden Fragen an der Tagesordnung.« Er forderte deshalb: »Dieser Einseitigkeit müßte endlich ein Ende gemacht werden.« Als Besitzer eines alten Sattelhofes im Weserlande hatte Rudorff oft genug sein eigenes Land gegen entstellende Eingriffe verteidigen müssen. Rudorffs Kritik an der Natur- und Heimatzerstörung infolge der Industrialisierung entsprang einer romantisch-wertkonservativen Grundhaltung.

1900, drei Jahre nach Rudorffs Schrift *Heimatschutz,* erschien im *Kunstwart* eine Artikelreihe mit dem Titel »Kulturarbeiten«. Ihr Verfasser, Paul Schultze-Naumburg, setzte sich dort in weitester Form mit der Veränderung unserer Umwelt seit der Industrialisierung auseinander. Nicht nur anhand der Gestalt von Haus und Garten, Dorf und Stadt, sondern auch anhand der Landschaft zeigte er den Wandel; denn fast alles, was uns in Mitteleuropa an Landschaft umgibt, war schon damals nicht mehr ursprüngliche Natur-, sondern Kulturlandschaft. Schultze-Naumburg konstatierte dabei eine schwindende Gestaltungskraft des Menschen, die sich beim einfachen Hausbau ebenso zeigt wie beim großen, die Umwelt prägenden Landschaftsbild. Diese Verhäßlichung der Welt belegte er mit einer umfangreichen Fotosammlung, in der er »Beispiel« und »Gegenbeispiel« einander gegenüberstellte. Er verwendete dabei Bilder einer damals noch häufiger vorzufindenden harmonischen Welt, denen er Fotos von häßlichen Gestaltungen des Industriezeitalters gegenüberstellte. In der sich aus-





Rechte Öko-Literatur:

Herbert Gruhl: Ein Planet wird geplündert. Die Schreckensbilanz unserer Politik, *Frankfurt a. M. 1975;*

Baldur Springmann: Bauer mit Leib und Seele. Bd 1, Das weiße Wolkenschiff, *Koblenz 1995.*

breitenden Häßlichkeit sah Schultze-Naumburg nicht nur ein ästhetisches Problem, sondern zugleich ein ökologisches. Umweltverschmutzung und Umweltverhäßlichung bildeten für ihn nur die zwei Seiten ein und derselben Medaille: Der Mensch, der in Harmonie mit seiner Umwelt lebe, wirke auch gestalterisch harmonisch auf sie ein – und umgekehrt.

Auch das Problem des Arten- und Kulturensterbens und der damit verbundenen Ausbreitung einer lebensfeindlichen Monokultur wird in den *Kulturarbeiten* bereits angesprochen. Dabei war Schultze-Naumburg kein Maschinenstürmer, er wußte die praktischen Errungenschaften einer Industriegesellschaft durchaus zu schätzen. Aber er forderte schon eine Art Technikfolgeabschätzung und erkannte, daß die Gestaltung der Umwelt nicht vorrangig einem kurzsichtigen Wirtschaftsliberalismus überlassen bleiben dürfe. Der mit Schultze-Naumburg befreundete Maler Ludwig Bartning äußerte 1929 über die zwischen 1901 bis 1917 auch als neunbändige Buchreihe erschienenen *Kulturarbeiten,* daß sie nicht zuletzt folgende Frage enthielten: »Was kann, was wird, was soll der Mensch, ausgerüstet mit ungeheuren neuen Maschinenkräften, aus dem Land machen, das seine Heimat ist?« Und er fährt fort: »Das ist keine Kunstfrage mehr, sondern eine Schicksalsfrage allergrößten Ranges!«

Ernst Rudorff wandte sich, nachdem er die ersten Bände der *Kulturarbeiten* kennengelernt hatte, an Schultze-Naumburg, um ihm eine enge Zusammenarbeit vorzuschlagen. Bald darauf lud ihn Schultze-Naumburg zu sich auf seinen Landsitz in Saaleck ein, woraufhin sich zwischen beiden eine lebenslange Freundschaft entwickelte. Rückblickend auf die Begegnung vertraute Schultze-Naumburg seinen »Lebenserinnerungen« an: »Er war an die dreißig Jahre älter als ich, was aber nicht hinderte, daß wir nach wenigen Stunden wie alte, vertraute Bekannte waren, die sich restlos verstanden.«

Nicht zuletzt das enge Zusammenwirken von Rudorff und Schultze-Naumburg führte 1904 zur Gründung des »Deutschen Bundes Heimatschutz«, der in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eine breite gesellschaftliche Verankerung fand. Zum Vorsitzenden wurde Schultze-Naumburg gewählt. Aus der Satzung, die sich der Bund gab, wird deutlich, wie weit er seine Aufgaben faßte: »Der Zweck des Bundes ist, die Deutsche Heimat in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu schützen. Das Arbeitsfeld des Bundes teilt sich in folgende Gruppen:

- Denkmalpflege;
- Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise; Erhaltung des vorhandenen Bestandes;
- Schutz des Landschaftsbildes einschließlich der Ruinen;
- Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten;
- Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände;
- Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten.«

Vergleicht man diese rechte Umweltbewegung mit der heute vorherrschenden linken, so fällt auf, wie ganzheitlich erstere ausgerichtet war. Ihr ging es nicht nur um Schadstoffwerte oder Artenschwund, sondern um die Einbeziehung der gesamten Umwelt, zu der sie auch den Menschen und seine Kulturleistungen rechnete: Tier und Pflanze, Haus und Hof, Stadt und Land. Nicht nur die Artenvielfalt, sondern auch die Kulturenvielfalt und damit letztendlich die »Heimatvielfalt« sollten bewahrt werden. Denn die Gefahr einer heraufziehenden globalen Monokultur war nicht nur Schultze-Naumburg, sondern auch Rudorff und anderen Heimatschützern bewußt. Deshalb rückte bei ihnen auch der Mensch selbst stärker in das Blickfeld: Schließlich galt seine Verwurzelung mit der ihm angestammten Erde als beste Voraussetzung dafür, daß er keine Wüstenei errichtete, sondern eine von vielfältigem Leben pulsierende Kulturlandschaft.

Heimatschutz, Ernst Rudorff, Schultze-Naumburg – das sind nur einige Namen, die belegen, daß die Ökologiebewegung rechte Wurzeln hat.

Viele andere Namen ließen sich noch hinzufügen: Hermann Löns etwa, der um den Erhalt der Lüneburger Heide kämpfte, oder der mit Hermann Hesse befreundete schwäbische Dichter Ludwig Finkh, dessen Einsatz es zu verdanken ist, daß im Hegau der Vulkanberg des Hohenstoffeln nicht abgebaut wurde. Schließlich sei an Ludwig Klages erinnert, dessen Aufsatz *Mensch und Erde* (1913) eine der radikalsten Anklagen gegen das Prinzip »Fortschritt« und den Ausrottungsfeldzug gegen die Natur darstellt. – Und *horribile dictu:* Das Dritte Reich war nicht nur braun, sondern aufgrund seines biologisch ausgerichteten Weltbildes als erster moderner Industriestaat auch grün. So wurde während dieser Ära erstmals umfassend der Schutz der Natur durch das Reichsnaturschutzgesetz vom Juni 1935 und durch die Naturschutzverordnung vom März 1936 geregelt. Schützenswerte Pflanzen und Tierarten, bedeutende Naturdenkmale sowie Naturschutzgebiete sollten in ihrer Gesamtheit erhalten bleiben. In der kurzen Zeitspanne des Dritten Reiches entstanden etwa 700 Naturschutzgebiete. Ausgesprochen »braungrün« war auch der mit Schultze-Naumburg näher befreundete Reichsbauernführer und Minister für Ernährung und Landwirtschaft Richard Walther Darré. Er trat ebenso für den Erhalt der vielgestaltigen bäuerlichen Lebenswelt ein wie für eine ökologisch ausgerichtete Landwirtschaft.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg kamen die Ökologen nicht von links, sondern von rechts. Friedrich Georg Jünger löste mit seinem Buch *Die Perfektion der Technik* (1946) die erste große Debatte über die Technisierung der Lebenswelt in Westdeutschland aus. Selbst der Kampf gegen die Atomkraft ging von rechter Seite aus. So beschwor der am 25. Juni 1960 unter der Leitung des steirischen Forstverwalters Günter Schwab gegründete »Weltbund zum Schutz des Lebens« auch ausdrücklich die Gefahren einer »friedlichen« Atomkernspaltung. Daneben verstand sich der Bund als »Aktionsgemeinschaft zur Erhaltung gesunder Lebensgrundlagen für Natur, Landschaft, Tier und Mensch«. Sogar bei der Gründung der »Grünen« spielten Rechte ursprünglich eine entscheidende Rolle: Hier sei zunächst auf den eher bürgerlichen, der technokratischen CDU entflohenen Herbert Gruhl verwiesen, der mit seinem Öko-Erfolgsbuch *Ein Planet wird geplündert: Die Schreckensbilanz unserer Politik* (1975) der 1979 gegründeten Partei ein geistiges Grundlagenwerk vorlegte. Von rechts stammte auch Deutschlands lange Zeit bekanntester Ökobauer, Baldur Springmann, und nicht zuletzt August Haußleiter, Mitbegründer der »Grünen«, der 1979 als einer ihrer drei gleichberechtigten Sprecher gewählt wurde. Haußleiter war zuvor in der »Deutschen Gemeinschaft« (DG) und seit 1965 in der »Aktionsgemeinschaft Unabhängiger Deutscher« (AUD) politisch aktiv gewesen. Die AUD war die erste bundesdeutsche Partei, die sich ein ökologisches Programm gegeben hatte.

Haußleiter, Springmann und Gruhl wurde es innerhalb der »Grünen« nicht leicht gemacht – entweder sie mußten ihre Ämter niederlegen oder sie wurden schlichtweg aus der Partei hinausgeekelt. Diese überzeugten Ökologen wichen schließlich den stalinistischen Kadern aus den K-Gruppen, die sich in großer Zahl in die neugegründete Partei einschleusten. Zwar hatten diese nichts mit Ökologie zu tun, witterten aber in dem Thema ihre große Chance, doch noch politische Karriere machen zu können.

Der SPD-Politiker Peter Glotz schrieb 1989 in seinem Buch *Die deutsche Rechte,* diese habe sich mit dem Thema Ökologie »einen wichtigen Teil ihrer Kronjuwelen klauen lassen«. Daß es so weit kam, mag an eigener Dummheit gelegen haben, aber in erster Linie doch an der machtpolitischen Bedeutungslosigkeit und damit auch an der Wehrlosigkeit der Rechten. Nun lagern die »Kronjuwelen« bei einer Partei, bei der das Thema Ökologie in vielem nur aufgepfropft ist; denn zahlreiche Herzensanliegen der »Grünen« sind linke Herzensanliegen, welche nicht nur nichts mit Ökologie zu tun haben, sondern dieser widersprechen: Egalitarismus, Feminismus, Homoehe, Quotendiktatur, Zersetzung organisch gewachsener Familienstrukturen, Nationalmasochismus, Vergangenheitsbewältigung, Masseneinwanderung, Multikulturelle Gesellschaft. So halten Trittbrettfahrer mit einem naturwidrigen Menschenbild das Thema Ökologie besetzt. Die »Grünen« sind Großstadtpflanzen, Kinder des Asphalts, nicht der Natur. Ganz im Gegensatz zu den genuin rechten Ökologen: Ernst Rudorff, Paul Schultze-Naumburg, Hermann Löns, Ludwig Finkh, Friedrich Georg Jünger, Baldur Springmann …

Literaturhinweise:

Norbert Borrmann: *Paul Schultze-Naumburg. Maler, Publizist, Architekt,* Essen 1989;

Jost Hermand: *Grüne Utopien in Deutschland. Zur Geschichte des ökologischen Bewußtseins,* Frankfurt a.M. 1991;

Friedrich Georg Jünger: *Perfektion der Technik,* Frankfurt a.M. 2010 (EA 1946);

Ludwig Klages: *Mensch und Erde,* Stuttgart 1956 (EA 1913);

Ernst Rudorff: *Heimatschutz,* St. Goar 1994 (EA 1897);

Paul Schultze-Naumburg: *Kulturarbeiten,* 9 Bde und ein Ergänzungsband. München 1901–1917.

Der Bauer ist kein Spielzeug

von Sebastian Hennig

Mit der Ballade *Das Riesenspielzeug* (1831) hat Adelbert von Chamisso eine alte elsässische Sage aufgegriffen. Bei einem unbetreuten Streifzug durch die kleine Menschenwelt klaubt das Riesenfräulein einen Bauern samt Gespann vom Acker in ihre Schürze und nimmt ihn zum Zeitvertreib mit nach Hause auf die väterliche Burg Niedeck. Dort verweist ihr der Vater unverzüglich die Leichtfertigkeit und gebietet, den Raub sorglich an Ort und Stelle zu bringen: »Sollst gleich und ohne Murren / erfüllen mein Gebot; / denn wäre nicht der Bauer, / so hättest du kein Brot; / es sprießt der Stamm der Riesen / aus Bauernmark hervor, / der Bauer ist kein Spielzeug, / da sei uns Gott davor.« Auf reizvolle Weise ergänzen sich in diesen Versen Vorstellungen von Schönheit und Nutzen des Bauernstandes. Der schaffende und bewahrende Landmann ergibt selbst einen schönen Anblick. Wie ein Kleinod wird der Mensch von der durch ihn gestalteten Landschaft eingefaßt. Inniger kann ein Boden nicht Heimat sein, als wenn ihm mit der Hände Arbeit die Nahrung für den Leib entnommen wird.

Vielerorts sind wir von dieser ansehnlichen und überschaubaren Tätigkeit inzwischen weit entfernt. Der Hüter der Fluren hat sich vom Acker gemacht. Bereits 1949, mehr als hundert Jahre, nachdem Chamisso seine Verse verfaßt hatte, gab Martin Heidegger in seinem Bremer Vortrag einen »Einblick in Das Was Ist« und vermittelte eine ganz andere Erfahrung: »Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie, im Wesen das Selbe wie die Fabrikation von Leichen in Gaskammern und Vernichtungslagern, das Selbe wie die Blockade und Aushungerung von Ländern, das Selbe wie die Fabrikation von Wasserstoffbomben.« Mit dieser Zuspitzung zielt der Philosoph Heidegger auf die grundsätzliche Änderung des Blickwinkels auf Mensch und Land. So, wie sich der massenhafte Mord durch die Zersetzung des Bildes vom Menschen ankündigt, hebt die Verwüstung des Landes an mit dem Wahrnehmungsverlust des universellen Zusammenhalts. Wo und wann wurde dieser Weg eingeschlagen, der dazu führte, daß die Bearbeitung des Heimatbodens, der einst bei fürsorglicher Pflege Jahr für Jahr in schwankendem Rahmen eine zuverlässige Menge an Nahrung bot, inzwischen mehr Energie bindet als spendet? In seinem in vieler Hinsicht einleuchtenden Buch *Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa* führt Hansjörg Küster im Kapitel »Ökologische Krisen, Wandel des Bauerntums« aus, daß die Aufgabe von Siedlungsräumen und die Zusammenlegung von Feldfluren sich schon im 14. Jahrhundert häufig ereignete. Als Ursache dafür werden in der Regel Kriegszüge und Pestepidemien angenommen, doch Küster meint: »Dieser Schluß ist nicht immer richtig. Man muß sich darüber im Klaren sein, daß nicht nur die Gründung, sondern auch die Aufgabe ländlicher Siedlungen und ihrer Fluren bis zum frühen Mittelalter ein normaler Vorgang im Siedlungsgeschehen war.« Wesentlich anders ist in neuerer Zeit der Wirkungsgrad der Mittel, die schwerkraftmäßig durch alle Einsichten hindurch ihre Bahn

brechen. Trojanische Traktoren und Zyklopenhände haben den kleinteiligen Lebensraum entgrenzt und vergröbert.

1948 kehrte ein geschwächter Mann aus der russischen Kriegsgefangenschaft heim. Hermann Priebe wurde 1907 in Berlin geboren. Nach dem Gymnasium absolvierte er eine landwirtschaftliche Lehre, studierte dann dieses Fach in Königsberg, Greifswald und Berlin und habilitierte sich nach Diplom und Promotion 1942 in Gießen. Er war Referent im Reichskuratorium für Technik in der Landwirtschaft und zuletzt bis Kriegsende Direktor der Versuchs- und Forschungsanstalt Potsdam-Bornim. Nach dem Krieg lehrte er bis 1958 wieder in Gießen. Als Heinrich Lübke, der bereits 1926 Geschäftsführer der »Deutschen Bauernschaft« war, das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft übernahm, stärkte er die bäuerliche Eigeninitiative gegenüber den behördlichen Lenkungsabsichten. In diesem Geist übertrug er Priebe 1957 die Gründung und Leitung der Forschungsstelle für bäuerliche Familienwirtschaft an der Frankfurter Universität. In seiner Eigenschaft als Professor für Agrarwesen (seit 1959) und Leiter des Instituts für ländliche Strukturforschung, wie die Forschungsstelle später benannt wurde, hatte Priebe Gelegenheit, seine Erfahrungen, die er vor dem Krieg bei der Beratung bäuerlicher Familienbetriebe in der Rhön gesammelt hatte, wirksam werden zu lassen.

Die Forschungsstelle hatte und hat den Anspruch, die gesellschaftlich-wirtschaftliche Einheit des Bauerntums als einer für Mensch und Land notwendigen Lebensform im Blick zu behalten und zu bewahren. Sie grenzte sich dadurch entschieden ab von der zeitgleich entstehenden reinen Agrarökonomie, die sich zunehmend von allen herkömmlichen Bezügen löste. Nach Einführung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft 1958 wurde Priebe dort zum Berater für Landwirtschaft. Der Pfarrersohn teilte dabei in jeder Hinsicht die Haltung des Riesenvaters aus Chamissos Ballade. Es gab für ihn keine Ablösung des Nützlichen vom Schönen. Dabei wies er die Veränderungen und Erleichterungen durch technische Hilfsmittel nicht pauschal zurück. Doch waren es die Bedingungen der Arbeit per Hand und mit Zugtieren, wodurch sich über lange Zeit der Lebensraum auf dem Land sinnvoll ordnete. Die Maße der Felder, die Fruchtfolge, die Verbindung zwischen Futteranbau und Viehzucht, das Wegenetz, die Gehölzstreifen, Bäche, Teiche und Weiher waren bestimmt durch die Bewältigungsspanne, die der menschliche Leib, die Arbeitsstärke des Viehs und die Geographie des Ortes verhängten. Für Großbritannien hat W.G. Hoskins 1955 in dem aufsehenerregenden Buch *The Making of the English Landscape* die Entstehungsgeschichte einer Landschaft nachgezeichnet. Was der sentimentale Ausflügler aus der Stadt als Natur feiert, ist nichts anderes als die Signatur jahrhundertelanger Bearbeitung.

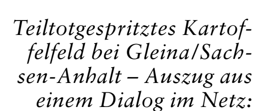
Diese Prägung ist nicht nur ein traditioneller Wert. Sie hat sich auch in vielen Krisen bewährt. Diese Erfahrung ließ Priebe immer wieder zum Verfechter von – bei flüchtigem Blick – wirtschaftlich marginal erscheinenden Positionen werden. Die Erfahrung eines halben Jahrhunderts »motorisierte Ernährungsindustrie«(Heidegger) hat inzwischen erwiesen, daß die kleinen Familienbetriebe, von der landpflegerischen Nebenwirkung einmal ganz abgesehen, tatsächlich ein deutlich besseres Verhältnis von Aufwand und Ertrag aufweisen als die großen Agrarbetriebe. Das hängt damit zusammen, daß der rationelle Einsatz der schweren Technik an Kulturen gebunden ist, die im Verhältnis zur Nutzfläche eine geringe Ausbeute bescheren.

Die Hungerwinter nach Kriegsende und die zu versorgenden Flüchtlingsströme aus dem Osten Deutschlands ließen gezielte Anreize für eine lineare Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion erforderlich werden. Bald schon zeichnete sich ab, daß diese Förderung tendenziell zu dauerhaften Defekten in der Ordnung der Landwirtschaft führen würde. Doch der einmal formulierte propagandistische Vorteil wurde im § 1 des »Deutschen Landwirtschaftsgesetzes« von 1955 festgeschrieben. Die Rede ist von angeblichen »naturbedingten und wirtschaftlichen Nachteile[n] der Landwirtschaft gegenüber anderen Wirtschaftsbereichen«. Das sogenannte »Professorengutachten« von 1962, an dem Priebe wesentlich beteiligt ist, empfiehlt hingegen maßvollere Ausgleichsregelungen als bisher, um einen Parallelmarkt zu verhindern.

»Wenn man … darüber nachdenkt, warum das Prinzip der Nachhaltigkeit nicht in praktische Politik umsetzbar ist, dann kann man durchaus über das Für und Wider der Demokratie nachdenken – und zwar ohne dabei automatisch zum Fürsprecher von Diktaturen zu werden. … Es ist eine politische Realität der Gegenwart, daß die Nichtwähler die zahlenmäßig größte politische Kraft sind. Die derzeitigen Gegenkonzepte gehen alle in Richtung auf eine bestimmte Art politischer Bildung. Man meint, die politischen Verbrechen der braunen und der roten Diktatur müssen noch umfassender und noch drastischer dargestellt werden. Doch wer sagt denn eigentlich, daß die Demokratieverdrossenheit eine Diktaturverliebtheit ist. Ich glaube das nicht.«

Michael Beleites, 2011





Teiltotgespritztes Kartoffelfeld bei Gleina/Sachsen-Anhalt – Auszug aus einem Dialog im Netz:

»Moin,

die Frühkartoffeln hab ich letzte Woche schon weggespritzt. Ich war gerade in den Vermehrungsbeständen und da sind die ersten Sorten auch schon soweit, dass ich die Sikkation zum Wochenende vornehmen kann. Auch bei den mittelfrühen Sorten, die tlw. noch blühen (Hauptblüte ist aber schon gewesen). Also aufgepasst, tlw. haben die Kartoffeln weniger angesetzt und die sind schon groß genug. Leider ist das Wetter ja miserabel, sodass die Stärkegehalte wohl noch unter 10 % liegen. Aber vielleicht wird das Wetter ja in ein paar Tagen besser, wenn man den Prognosen glauben kann. Es gibt jetzt das neue Mittel Quickdown, von der Wirkungsweise ähnlich wie Shark. Preise sind mir nicht bekannt.

Gruß, Thomas«

»ein rasches hallo in die runde,

zum thema sikkation möchte ich rasch einige ausführungen machen: bei sikkation geht es darum, die feldbestände in der abreife zu egalisieren, um die ernteverluste so gering wie möglich zu halten. das ist besonders in den jahren mit widrigen erntebedingungen durchaus üblich. üblich ist es bei kartoffeln, getreide und auch beim raps. im kartoffelbau ist mir bekannt, dass es zum einen die chemische sikkation gibt über chemisch-synthetische pflanzenschutzmittel - bei deren einsatz ist eine wartezeit einzuhalten bis zur ernte. und es gibt die möglichkeit die bestände mechanisch zu sikkieren, indem man das kartoffelkraut abschlegelt und aus dem bestand nimmt.

viele grüße und frohes schaffen, anja«

In der Folge der Auseinandersetzung entziehen Bauernverband und Raiffeisenverband der Forschungsstelle ihre Unterstützung, die über ein Drittel des Etats ausmachte. Der *Spiegel* untertitelt ein Bildnis Priebes in einem Bericht über die Auseinandersetzung vom 14. Februar 1962: »Agrarprofessor Priebe – nicht ostelbisch genug«. Denn Priebe betonte immer wieder, daß die Agrarprotektion mit den Stein- und Hardenbergschen Reformen begonnen habe. In der Tat war auf Druck einiger einflußreicher ostelbischen Großgrundbesitzer der Ausführungserlaß vom Mai 1816 dahingehend geändert worden, daß Landübertragungen nur an spannfähige Bauern erfolgen durften. Für die bisher schon landlosen Kleinstbauern erlosch dadurch jedes Recht am Boden, weil auch die hergebrachten Gemeindeflächen, auf denen die Dorfärmsten bislang ihr Vieh weideten, nun den größeren, eben spannfähigen Bauern zufielen.

Priebe wertete nicht differenziert genug: Die Gemeindeflächen fielen eben nicht den früheren Lehnsherren zu, sondern den nunmehr freien Bauern, denen auf diese Weise ein Ausgleich für die Entschädigungsabgaben an die ehemaligen Gutsherren gewährt wurde. Die preußischen Reformen zogen dem Land also eine lebens- und wirtschaftsfähige Schicht unabhängiger Bauern ein und zwangen den Adel zu solidem Wirtschaften. Daß er dies oftmals nicht vermochte, beweist der Besitzerwechsel: Bis 1880 gerieten fast zwei Drittel der ehemals privilegierten, adligen Güter in bürgerliche Hand, während im selben Zeitraum dreiviertel aller neuen selbständigen Bauernhöfe in der Familie verblieben.

Daß die nun nicht mehr privilegierten Großgutsbetriebe insgesamt in Schwierigkeiten gerieten, beschrieb Priebe indes zutreffend: Die beginnende Konkurrenz aus Übersee führte 1878 zur Agrarprotektion, die seither wie eine ansteckende Seuche die Landwirtschaft überzieht. Als nächstes wurden ausländische Wanderarbeiter zugelassen. Diesen entscheidenden Schritt zur Verelendung der heimischen Landbevölkerung hat Friedrich Aereboe als »eines der folgenschwersten Verbrechen an der deutschen Volkswirtschaft« bezeichnet. Zur manipulativen Senkung der Kosten von unsinnigem Transporten wurden Staffelpreise bei der Reichsbahn erzwungen. Nach dem Weltkrieg gab es dann die Osthilfe.



Auf dieser schiefen Bahn geht es bis heute weiter. In den Anfangsjahren der EWG führten die länderübergreifenden Abnahmepreise zu einer unsinnigen Mobilisierung von Produktionsreserven beispielsweise in Frankreich. Das Beharren auf vergleichsweise hohen Getreidepreisen verhinderte fast die Einführung der Wirtschaftsgemeinschaft. Jeder Versuch, die unsinnigen Erwerbs-Privilegien wieder zu beschneiden, stößt bis heute auf erbitterten Widerstand bei den Funktionären der Bauernverbände. Auch das war früher schon so: Im nationalsozialistischen »Reichsnährstand« übernahmen die Großbauern die Führung und nutzten die Gunst der Stunde, um die Konzentration weiterzutreiben. 1942 kamen die Bestrebungen eines gelenkten Strukturwandels für die großen Erbhöfe und zuungunsten der selbständigen Landbevölkerung kriegsbedingt zum Erliegen. Für die Nachkriegszeit konstatiert Priebe, daß eine voreilige Motorisierung unnötig Arbeitsplätze zerstörte. Was zuvor die »Erbhöfe« waren, entdeckte man nach 1945 in den »entwicklungsfähigen Betrieben«. Aus der »Erbhofgrenze« ist die »Förderschwelle« geworden. Priebe sprach von »gespenstischer Perfektionierung«, »strukturpolitischen Widersinn« und bezeichnete die Phrase von der »grundlegenden Neuordnung der Agrarstruktur« als einen »Umweltzerstörungsplan«. Sein 1985 im Siedler Verlag erschienenes Buch *Die subventionierte Unvernunft – Landwirtschaft und Naturhaushalt* zieht das ernüchternde Fazit eines Lebenswerks.

»Moin,

Eine Besonderheit speziell bei der Sorte Linda im Speiseanbau ist, dass durch rechtzeitiges Abtöten der Stärkezuwachs gestoppt wird. Deshalb sollte man ab und an mal die Stärke wiegen. Bei Linda sind 12 bis 12,5 Prozent ideal. Zuviel: sie ist nicht fest, zuwenig: ist nicht so gelb und wohlschmeckend. Andere Sorten reagieren da nicht so deutlich.
Grundsätzlich kann man es mechanisch machen (abschlegeln), ich verwende aber 1 l Reglone um das Blattdach zu öffnen, 4 Tage später dann 1 l Shark oder 0,8 l Quickdown + 2 l Toil (Netzmittel), das »brennt« den Stängel weg.
Dadurch wird der Wiederaustrieb (ganz gefährlich, da kein Krautfäule- und Virenschutz) relativ gut verhindert.

Grüße, Thomas«

1980 hat sich mit der Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (AbL) eine Opposition der kleinen und mittleren Landwirte gebildet gegen die Agrar-Industrie und ihre Verbands-Apparatschiks im EU-Rückenwind. Die Kollektivierungen der mitteldeutschen Landwirtschaft in der DDR hat sich unterdessen als Zwischenstufe für die Bildung neuer Riesenbetriebe entpuppt, die nur dem Namen nach »Argargenossenschaften« heißen. Im Namen des ökologischen Umweltschutzes wird die Zerstörung des Lebensraums vorangetrieben. Ein drastisches Beispiel dafür sind die »unbedenklichen« Herbizide. Ob Kleingarten, Weinberg oder Rapsfeld: Monsantos »Roundup« ist omnipräsent wie die braune Limonade in der roten Büchse und die Imbißbude mit dem gelben Buchstaben. Und der Hersteller liefert gleich das genetisch veränderte, passende Saatgut. Die Zulassung läuft in der Europäischen Union 2015 wieder turnusmäßig aus. Aber nichts ist wahrscheinlicher als die Neubewilligung.

Der Landwirt und Publizist Michael Beleites hat als Umweltschützer in den achtziger Jahren seine Erfahrungen mit der SED-Diktatur gemacht. Den Vernichtungskampf der Kommunisten gegen den freien Bauernstand erlebt er noch heute als ein Tabuthema, weil dessen Vollstreckung ihren Höhepunkt erst nach der Wiedervereinigung erreichte und unvermindert anhält. In seiner Untersuchung zur Entwicklung der ländlichen Räume in Sachsen mit dem Titel »Leitbild Schweiz oder Kasachstan?« betont Beleites die Notwendigkeit von Nutzung statt Pflege und weist auf das Verhängnis der Trennung der Hofstätten von den zugehörigen Flächen, welche befristet an die von den Subventionen bevorzugten Großbetriebe verpachtet sind. Hier steht die Weiche für die Zukunft. Mit dem langen Hebel der Agrar-Subventionen geht die Reise für unsere fruchtbaren Gefildelandschaft eines Tages unumkehrbar nach Kasachstan. Welche Konsequenzen sich daraus ergeben läßt sich schon heute erfahren. Michael Beleites bedient sich dafür eines Vergleichs, in dem Heideggers bedrohliche Analogie nachklingt: »Eine ausgeräumte Ackerlandschaft, in der man nirgendwo mehr seinen Kindern einen Hasen, ein Rebhuhn oder eine Blumenwiese mit Schmetterlingen zeigen kann, ist in kultureller Hinsicht mit einer zerbombten Stadt vergleichbar.«

Literaturhinweise:

Michael Beleites: *Leitbild Schweiz oder Kasachstan? Zur Entwicklung der ländlichen Räume in Sachsen. Eine Denkschrift zur Agrarpolitik,* Hamm 2012;

W.G. Hoskins: *The Making of the English Landscape,* Dorchester 2013;

Hansjörg Küster: *Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart,* München 2013 (Jubiläumsausgabe);

Walter Lange: *Warum mussten wir in der Sowjetunion hungern?* Lage 2010;

Hermann Priebe: *Die subventionierte Unvernunft. Landwirtschaft und Naturhaushalt,* München 1985.

Nachhaltigkeit als frommer Wunsch mit Vorbehalt

von Thomas Hoof

Es ist ein überaus merkwürdiger Sachverhalt, daß eine Gesellschaft, deren materielles Funktionsprinzip tatsächlich nur auf dem Verzehr von Beständen beruht, unablässig ihren Willen zur »Nachhaltigkeit« beteuert und damit verbal einem Prinzip huldigt, das Nutzungsentnahmen strikt auf das beschränkt, was pro anno nachwächst.

Daß diese Gelöbnisse frank und frei und ohne Stottern abgelegt werden, zeigt den Mangel an historischem Sinn und Klarblick. Beides fehlt sowohl den zahlreichen Inhabern eines guten Willens als auch den wenigen eines ökonomischen Lehrstuhls – letzteren jedenfalls dann, wenn sie der marktbeherrschenden neoklassischen Schule ihres Faches anhangen. Dann nämlich ist ihr Blick in beide Richtungen des Zeitpfeils getrübt – nach hinten und nach vorne.

Das resultiert aus einem speziellen Verhängnis: Gerade als es dort mächtig zu brodeln und zu kochen begann (um den Wechsel zum 20. Jahrhundert), machten die Ökonomen den Gegenstandsbereich ihrer Disziplin zu einem Schauplatz »ewiger Gesetze«, und zwar solcher, die man wie die der klassischen Mechanik in Differentialgleichungen ausdrücken kann. Dort strebten die wirtschaftlichen Kräfte rechnerisch ganz von selbst zu jener zeitlosen Harmonie, in der seit Kepler schon die Himmelskörper tanzen. Es war eine ökonomische Abkehr von einer wechselhaften Wirklichkeit, die weitreichende Folgen auch für das Alltagsbewußtsein hatte:

»Vor allem zeichnet sich die nach dem mechanischen Grundmuster errichtete neoklassische Ökonomie … zwangsläufig durch dieselben Eigenschaften wie diese aus: Sie ist deterministisch, gleichgewichtsorientiert, reversibel und zeitlos. Wenn die Variable ›Zeit‹ erscheint, dann, wie in der Mechanik, nur als Raumkoordinate, der die entscheidenden Charakteristika der realen, historischen Zeit abgehen.«

Söllner: *Thermodynamik und Umweltökonomie,* 1996, S. 33

1. Die Neoklassik hat nie erklären können, wie es zu der »Industriellen Revolution« des 19. Jahrhunderts kommen konnte. Als exogene Ursache diente ihr der sogenannte »Technische Fortschritt«, den der Himmel plötzlich aus Wolkenbrüchen hatte herabregnen lassen.

2. Obwohl methodisch also völlig physikalisiert, hatte die ökonomische Orthodoxie nie einen Sinn, geschweige denn einen Blick für den biophysischen Kern der Wirtschaft: Die Produktionsmächtigkeit des mobilisierten Produktionsfaktors »Fossilenergie« rechnet sie mit fünf bis sechs Prozent, weil sie die Grenzproduktivität eines Faktors allein an seinem Preis abliest. Insofern kommt sie zu dem Schluß, daß ein völliger Ausfall sämtlicher fossilenergetischer Inputs (weltweit 1,4 Mrd. Mannleistungsjahre je Tag) allenfalls eine konjunkturelle Delle von etwa fünf bis sechs Prozent verursachen könnte. Tatsächlich stünde die Weltwirtschaft in diesem Fall auf einen Schlag still. »Wenn wir ihn' das Licht ausdrehen, kann kein Bürger nichts mehr sehen«, dichtete Erich Mühsam 1907. Die orthodoxen Professoren sind aber schon früher erblindet.

3. Die Neoklassik unterliegt einem »Substituierbarkeitswahn«: Noch 1978 – sechs Jahre nach dem ersten Bericht des Club of Rome – riefen die amerikanischen Ökonomen H.E. Goeller und A. Weinberg ein »Zeitalter der Substituierbarkeit« aus (*The Age of Substitutability,* 1978), und Robert Solow erhielt 1987 den Nobelpreis für eine Wachstumstheorie,

die unter anderem konstatiert, daß die Erschöpfung von Rohstoffen lediglich ein Ereignis, aber keine Katastrophe sei. Und wenn die solaren Autoritäten demnächst über die Erde (meinetwegen als einen »Schurkenplaneten«) ein Lichtembargo verhängten, so wäre das nach der neoklassischen Ökonomie eine nur kurze Irritation der Weltwirtschaft, die aber durch Marktanpassungen und Substitutionseffekte alsbald überwunden wäre.

Eine solch souveräne Mißachtung der Wirklichkeit gelingt nur, wenn man sich aus kopfgeborenen Wolkenkuckucksheimen eine ganze Gesetzestafel herunterdeduziert hat und die Wirklichkeit nach deren Vorschriften interpretiert. Genau davor hatten die beiden »Historischen Schulen« der deutschen Volkswirtschaftslehre immer gewarnt. Sie bestanden darauf, daß wirtschaftliche Prozesse aus ihrem zeitlichen und räumlichen Kontext zu betrachten und auch nur so zu verstehen seien.

Die Rodung der unterirdischen Wälder

Mit seinem großen Projekt zur Aufklärung des »Europäischen Sonderwegs« hat Rolf Peter Sieferle im letzten Jahrzehnt an diese kontextuale Methodik angeknüpft. Die Ergebnisse liegen in einer elfbändigen Schriftenreihe der Breuninger-Stiftung und einer Reihe von Monographien vor. Sieferle untersucht darin den Wechsel vom agrarischen Solarenergiesystem zu einem fossilenergetischen mit den für Gegenwartsanalysen entwickelten umweltökonomischen Methoden der Energie- und Materialflußrechnungen. Er bietet dabei viele neue, empirisch tief geschürfte Daten zum »sozialen Metabolismus« auf, also zum gesellschaftlichen Stoffwechsel am Beispiel Österreichs und Englands vor und in der Transformationsphase des solarenergetischen zum fossilenergetischen Regime.

Rekonstruiert wird die solarenergetische Epoche als eine ständige geschickte Handhabung quantitativ gegebener und als Einkommensgröße eindeutig begrenzter Energie- und Materialflüsse. Solarenergie wurde mittelbar genutzt über ein agrikulturelles Arrangement der photosynthetischen Leistungen der Biomasse, über die solar bewirkte Wettermechanik mit ihren Winden, Niederschlägen, Wellen und Strömungen, in die sich intelligente Artefakte (Mühlen-, Segel- und Fördertechniken) sowie listige Nutzungen der Schwerkraft in einfachen Maschinen (Schiefe Ebene, Flaschenzüge, Wellrad, Keil und Kurbel) einklinkten.

Der Erntefaktor mußte stets gleich oder größer zehn sein, weil der primäre Nahrungsenergiebedarf eines Menschen seine physische Leistungsfähigkeit um den Faktor zehn übersteigt. Es gab stets Innovationen, deren Wachstumswirkungen aber über kurz oder lang stets in negativen Rückkopplungen ausgebremst wurden. Ein Ausbau der Seefahrt etwa durch Übernutzung des einzig verfügbaren Energiespeichers Wald schlug in der nächsten Generation zurück. Wachstum gab es – David Landes berechnet eine jährliche Rate im Promillebereich, wobei die vielen, meist klimatisch bedingten Schrumpfungsphasen darin schon verrechnet sind.

Bis ins 18. Jahrhundert hatte sich also ein in allen kulturellen Großräumen (Europa, Indien, China) sehr ähnliches agrarisches System etabliert, das aber zu diesem Zeitpunkt immerhin schon ein Surplus von etwa 30 bis 40 Prozent erwirtschaftete; ein Mehrprodukt, das nicht nur dem vielgetadelten Saus und Braus der Fürsten anheimfiel, sondern reinvestiert wurde in all das, was auch heute noch den wesentlichen Teil unserer ästhetischen und symbolischen Bestände ausmacht: die Städte, die Dome, Schlösser, Parkanlagen, in Literatur, Musik und Philosophie und schließlich in jene vielgliedrige, bodenfruchtbare Kulturlandschaft, die heute wegen scheinbarer Entbehrlichkeit in immer stärkerem Maße der musealen Fürsorge der Naturschützer überantwortet wird.

Der Ausbruch aus dieser begrenzten Welt einer organischen Ökonomie, die sich mit einer erstaunlichen metabolischen Zähigkeit über 10000 Jahre erhalten und entwickelt hatte, geschah dann mit verblüffender Plötzlichkeit durch einen sehr kleinen geographischen (Europa) und zeitlichen (18./19. Jahrhundert) Spalt auf einem Entwicklungspfad, der energetische Expansion zum ersten Mal nicht negativ sanktionierte, sondern in eine Kaskade verstärkender positiver Rückkopplungen führte. Zur Illustration: Die Dampfpumpen des frühen 18. Jahrhunderts hatten aufgrund ihres geringen Wirkungsgrades einen sehr großen Brennstoffbedarf. Ihre Konstrukteure zielten deshalb gleich auf den Steinkohle-

»Auf dem Rücken der Kohle und an den Knotenpunkten der von ihr ausstrahlenden Verkehrswege sammelt sich eine Menschenmasse, die von der Maschinentechnik gezüchtet ist, für sie arbeitet und von ihr lebt.«

Oswald Spengler: Der *Mensch und die Technik,* 1931, S. 76



bergbau als einen Anwendungsort, der nicht nur ihre Entwässerungsleistungen gut gebrauchen, sondern auch den Brennstoff für ihren Betrieb bereitstellen konnte. Die Pumpen von Thomas Newcomen breiteten sich im späten 18. Jahrhundert schnell in allen Bergbauregionen Europas aus und sorgten, indem sie größere Teufen ermöglichten, für die Ausweitung der Steinkohleförderung. Die nun im größeren Maßstab verfügbare Kohle intervenierte ihrerseits mit einem Doppelnutzen als Trennmittel und als Brennstoff in die Eisenverhüttung, was die Voraussetzung für den fulminanten Anbruch der zweite Eisenzeit war, die mit erweiterten metallurgischen Möglichkeiten die Konstruktion der großen, mit gespanntem Dampf arbeitenden Wärmekraftmaschinen erlaubte, die dann auf Räder gestellt als Lokomotiven die aus der Erde gebrochene Energie in die Fläche verteilen konnten.

Keines der eingesetzten technischen Prinzipien war wirklich neu, aber »von dem Rücken der Kohle« gelang in einer dichten Folge von einander verstärkenden Prozeßschritten ganz plötzlich der Absprung aus den solaren Grenzen und der Übergang von einer organischen zu einer mineralischen Ökonomie, die damit aber erstmals unter einen begrenzten zeitlichen Horizont geriet. Der aber schien äonenweit entfernt zu sein.

Ein Überblick über die zwölftausendjährige Zivilisationsgeschichte ergibt sich das Bild einer harten Konfrontation einer stationären, stabilen agrarischen Formation (auf einer zeitlichen Strecke von 11 800 Jahren) und eines seit 200 Jahren anhaltenden, dynamisch steigenden, atemberaubenden Höhenflugs. Wenn man von der »Evidenz der Dauer« absieht, muß man entweder fragen, welche Fesseln die Menschheit in der ganzen Welt fast 12000 Jahre lang ökonomisch am Boden hielten oder aber umgekehrt, welche Kräfte sie in den letzten 200 Jahren in Europa nach oben katapultierten – und daraus abgeleitet: Was ist unter diesen beiden Formen des sozialen Metabolismus der Normal- und was der erklärungsbedürftige Sonderfall?

Die »Moderne« hat ganze Bibliotheken mit meist liebevollen Selbstbetrachtungen gefüllt, dabei aber wenig Interesse an den materiellen Voraussetzungen ihrer selbst an den Tag gelegt. Wo sie auf die genannte Frage antworten müßte, täte sie es in etwa so: Im 18. Jahrhundert trugen die Herren Voltaire, Diderot et al. die Leuchte der Aufklärung in alle Hütten, Werkstätten und Ställe und weckten, wen sie dort antra-

fen, aus seinem Jahrtausende währenden Halbschlummer. Diese ist die bei Intellektuellen beliebte Variante, weil sie ihrer Profession auch die Urheberschaft am technischen Fortschritt sichert – ungeachtet des geschichtlichen Faktums, daß es sich bei den tatsächlichen Akteuren der »industriellen Revolution« eben nicht um Mitglieder der Académie française handelte, sondern immer um genial tüftelnde Schmiede, Hüttenleute und Markscheider, die es zu Recht bös' aufgenommen hätten, wenn jemand aus den aufklärenden Gewerben sie des Unvermögens bezichtigt hätte, »sich ihres Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen«.

Ich persönlich bevorzuge bei der Klärung dieser Frage »Normal- oder Sonderfall« deshalb eine metaphorische Nutzung der Physik der Monsterwelle: Eine Monsterwelle entsteht plötzlich und unvorhersehbar, wenn gleich mehrere, verschiedene, aber schneller laufende Wellen auf stabil und langsamer rollende aufsatteln. Das vergrößerte Gebilde saugt zusätzliche Energie aus der Wellenumgebung an, und der berittene Riese steigt plötzlich steil auf ein Vielfaches seiner Ursprungsgröße hoch, bis der Kamm abbricht und das mächtige, aber instabile und kurzlebige Gebilde in sich zusammenstürzt. Das Bild erlaubt es übrigens, auch die geistige Vorgeschichte der großen Transformation als sehr langsame Wellen einzubeziehen, die, wie etwa Eric Voegelins »Gnostischer Wahn«, von weit her (hier: aus dem 12. Jahrhundert) kamen und den Wellenberg nur unterfütterten. Damit wäre aber klar: Wir leben, wie Sieferle sagt, in einer historischen Singularität. Deren Ende aber ist mittlerweile im Zeithorizont der heute Lebenden erschienen.

»Jedes materielle Wachstum ist Ausdruck eines Transformationsprozesses und darf keineswegs als Signatur eines stabilen, strukturierten Zustandes verstanden werden … Was immer wir in den letzten zweihundert Jahren beobachtet haben mögen, was immer Gegenstand soziologischer oder ökonomischer Theoriebildung gewesen sein mag, es hatte lediglich den Charakter eines Schnitts durch einen hochdynamischen Prozeß, der prinzipiell nicht von Dauer sein kann.

Die Industriegesellschaft bzw. die ›Moderne‹ ist daher lediglich eine Fiktion. Niemand weiß, wie eine stabile auf Dauer angelegte Industriegesellschaft aussehen könnte, die nicht materiell (und vielleicht auch symbolisch und normativ) auf dem Verzehr von Beständen beruht.«

Rolf Peter Sieferle: *Rückblick auf die Natur,* S. 161

Kleiner Exkurs zum Stand der Peak-oil-Wetten

»*Peak oil* war gestern« ist eine in letzter Zeit vielgelesene Parole, die mit ganz entgegengesetzten Inhalten verbreitet wird. Zum einen sagt sie aus, daß das weltweite Ölfördermaximum vor ein paar Jahren erreicht worden sei. Hintersinn: Von nun an geht's bergab. Das ist bei den konventionellen Vorräten unbestritten der Fall. Im entgegengesetzten Sinn sagt sie, daß die These vom Ölfördermaximum von gestern sei, weil neu erschlossene und mit neuen Techniken zu fördernde Vorräte (Tiefseeöl, Polaröl, Erdgas und Erdöl aus Ölschiefer oder Teersanden) die Tür zu weiterem Energieüberfluß aufgestoßen hätten. Hintersinn: Die Party geht weiter.

Größter Treiber der wiedererwachenden Euphorie ist der *natural gas und shale oil rush* in den USA. Die in Montana, Arkansas, North Dakota und Texas erschlossenen oder vermuteten Vorräte unterscheiden sich von konventionellen Vorkommen dadurch, daß sie infolge fehlender Zeit (einige hunderttausend oder auch Millionen Jahre) oder wegen ungeeigneter geologischer Umstände daran gehindert waren, sich förderungsfreundlich in einer Ölblase zu versammeln. Sie sind sozusagen »unreif« und müssen aus den Gesteinen mit Unmengen von Wasser und herbeigeschafftem Sand herausgesprengt, -gewaschen oder (mit vor Ort errichteten Kohlekraftwerken) -gekocht werden. Bekannt ist der steile Abfall der Förderkurve mit Raten von 60–80 Prozent nach dem ersten Jahr. Die Erntefaktoren lassen sich nicht ermitteln, bei Shale Gas herrscht Schweigen, aber für das Hayneswill Shale in Arkansas wurde bekannt, daß der Betreiber Cheasapeake nur in 15 Monaten von zehn Jahren die Förderkosten durch die Erlöse decken konnte.

»Und nach der Biomasse kommen nur noch die Ölschiefer-Träume, in denen unter Einsatz gigantischer Mengen an Frischwasser und chemischen Lösungsmitteln ganzen Gebirgen ihr Anteil an 10 bis 15 Prozent Öl abgepreßt wird. Aber das ist ja nur der letzte Pinselstrich zu einem Schreckensgemälde, auf dem ein Schwerstabhängiger mit irrem Blick seine verwüstete Welt darauf durchmustert, aus welchem ihrer Bestandteile sich noch ein Schlückchen Alkohol vergären ließe«.

Thomas Hoof: »Noch einmal aufgemacht. Die Klimakiste.« Internet-Dokument aus dem Juni 2007, www.manufactum.de

Das besagt nichts anderes, als daß dort (ebenso wie beim Tiefseeöl) vergleichsweise preiswert gewonnene konventionelle Fossilenergie gegen teuer zu gewinnende unkonventionelle etwa 1:1. getauscht wird. Die Rechnung mag mit Blick auf steil steigende Energiepreise für die Akteure sogar noch aufgehen, aber dieses Kalkül ließe sich leichter realisieren, wenn die Betreiber die eingesetzte Energie gleich bunkern und so wenigstens darauf verzichten würden, in diesem Nullsummenspiel die amerikanischen Mittelgebirge dem Erdboden gleichzumachen.

Fragilität und Antifragilität

Das System kämpft also an allen Fronten in einer verzweifelten Flucht nach vorne und steigert dabei in dramatischer Weise seine Komplexität und seine Instabilität. Nassem Nicholas Taleb, der Autor des *Schwarzen Schwans,* denkt in seinem neuen Buch *Antifragilität* darüber nach, wie Strukturen, Institutionen und Prozesse beschaffen sein müssen, die in Streß, Schocks und Katastrophen nicht nur nicht untergehen, sondern

Abbildung:
Die Welle *von Carlos Schwabe, Öl auf Leinwand, 1907*

gestärkt werden. Erkenntnis: sie müssen nicht etwa nur robust oder resilient sein, sondern »antifragil«. Das Robuste ist kaum zu beeindrucken, aber auch nicht reaktionsfähig. Das Fragile nimmt Schaden, Totalschaden nicht ausgeschlossen, das Antifragile aber profitiert relativ mehr von Erschütterungen, als es darunter leidet. Es ist offensichtlich, daß die Antifragilität vor allem eine Eigenschaft organischer Systeme ist, morphologischer Ganzheiten, die die Fähigkeit zur Selbstheilung, zur Reaktion, zur Reorganisation und zur Wahrung ihrer Außengrenzen haben.

Es gilt als eine »typisch deutsche« Denkform (»… im Kampfe mit der englisch-mechanistischen Welt-Vertölpelung« – Nietzsche), die Systemeigenschaften des Organischen immer wieder ins Zentrum natur- und sozialphilosphischer Überlegungen zu stellen – von Adam Müller über Edgar Julius Jung bis zu Arthur Koestler. Koestler wollte mit seiner Holon-Theorie atomistische und holistische Blockaden überwinden, indem er zeigt, daß die Wirklichkeit sich aus hierarchisch verbundenen Einheiten (= Holons) aufbaut, die nicht nur Teil, sondern selbst gleichzeitig »Ganzheit« und »Subganzheit« sind und deshalb janusköpfig die gegensätzlichen Tendenzen zur Selbstbehauptung und Selbsttranszendenz, zur Autonomie und zur Integration zeigen. Man merkt es jeder Institution, jedem Sozialverband an, ob diese gegensinnigen Tendenzen jeder Einheit in der Balance und hegelianisch »aufgehoben« sind. Wenn ja, funktioniert die Einheit, wenn nein, zahlt sie den Preis des Abbaus. Die letzten sozialen Großverbände, die in diesem Sinn »funktioniert« haben, waren wahrscheinlich der preußische Staat und das Kaiserreich.

Zum stärksten »Zug der Zeit« gehört genau diese Entmächtigung und funktional-produktive Auskernung der unteren Ebenen. Man könnte von einer allgemeinen Tendenz zur »Dismembration« sprechen, die eben nicht nur Staaten trifft, die in Nordafrika und im Nahen Osten als Hemmnis geopolitischen Generalplänen im Wege stehen und deshalb schlechthin aufgelöst werden sollen, sondern auch als innergesellschaftlicher Prozeß der Auflösung aller intermediären, »organischen« Sozialverbünde wirksam wird. Auf der materiellen Ebene werden alle produktiven, raumbezogenen Potentiale weggesaugt und auf höherer globaler Ebene neu angeordnet. Die Landwirtschaft, der Urproduzent, war bis in die 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts ein solarenergetisches Relikt in der fossilenergetischen Epoche. Dann wurde auch sie nach der Logik des neuen Energieregimes formiert mit dem Ergebnis, daß selbst in der Urproduktion der Erntefaktor negativ wurde. Die landwirtschaftlichen Betriebe sind heute ein reiner Kreuzungspunkt globaler Lieferketten, auf denen Hybridsaatgut, Hybridtiere, Dünger, Agrarchemie und Futtermittel heranrauschen. Die züchterische Hybridisierung nimmt ihnen zur Zeit die letzten produktiven Urpotentiale.

Der Boden unter unseren Füßen

Mehr als 50 Prozent der Flächen in Deutschland dienen noch der Landwirtschaft (etwa 18 Mio. ha, davon zwölf Mio. Ackerfläche und sechs Mio. Grünland). Auf knapp einem Fünftel der Ackerfläche stehen Futter- und Energiemais. Dort, wo auf dem Grünland noch Rinder grasen und auf den Äckern Brotgetreide wächst, predigt der bürokratische Mentor Flächenstillegung und Vertragsnaturschutz und nötigt den Landwirt, seine ansonsten ungenutzten Weiden mit ein paar extensiv gehaltenen, ungemolkenen Mutterkühen zu dekorieren und ansonsten »Landschaftspflege« zu betreiben, indem er die Bildung von Brachen, Vernässungsflächen und Mooren nach Kräften fördert. Der Bauer schleicht damit als melancholischer Museumswärter durch eine Landschaft, die seine Vorfahren, hart arbeitend, meliorisierend und Werte schaffend als »Kulturlandschaft« erst geformt haben.

»Der Naturschutz arbeitet in der Konsequenz gegen die Nahrhaftigkeit der Landschaft. Er wird als Instrument der Agrar- und Wirtschaftspolitik für die Flächenstillegung mißbraucht. Die Absicht, die dahinter steht, ist nämlich die Auflassung der Landschaft als solcher. Die sogenannte ›Ökologie‹ wird als moralische Instanz in den Zeugenstand gerufen. Aber die eigentliche Ökologie erzählt etwas anderes. Sie zeigt uns die Verschüttung klugen Gebrauchswissens auf, die von jener ›Intelligenz‹ erzwungen wird, die sich auf Akademikerebene rund um die Politik zum Umtrunk versammelt.«

Michael Machatschek: *Nahrhafte Landschaften*, 1999, S. 18, 25

Der Naturschutz, soviel wir ihm hinsichtlich des Artenschutzes zu verdanken haben, wirkt in der Landwirtschaft als Werkzeug zur Beseitigung der Landwirtschaft. Fast 7,3 Millionen ha, also 40 Prozent dieser Flächen, stehen mittlerweile als Natura-2000-Gebiete unter Nutzungseinschränkungen, und es gibt immer noch die bürokratische (aber auf immer härteren Widerstand stoßende) Tendenz, große Waldflächen als Nationalparks völlig aus der Nutzung zu nehmen. Die Höfe als Energieparks, die vom Mais verschonte Feldflur als unfruchtbarer Landschaftspark mit Feldgehölzen, die Wälder als einschlagsfreie Urwälder,

das ist der Zielpunkt der derzeitigen Tendenzen. Lebensmittel? Die gibt es beim Discounter. Nicht das »Moralische«, wie bei Friedrich Theodor Vischers A. E., sondern »Das Nötige versteht sich von selbst.« Diese Nonchalance gegenüber dem Notwendigsten hat ihren Grund in der langen, fast unvermeidlichen Illusion eines auf ewig gesicherten Überflusses, von der auf diesen Seiten die Rede ist. Als Politik ist sie aber fast nur erklärlich, wenn man sie mit den Tagträumen der internationalisierten Technokraten-Eliten konfrontiert. Sie werden von dem politikberatenden Hans Joachim Schellnhuber, Leiter des in Klimakatastrophendingen allgegenwärtigen Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung im »kleinen Kreis« der wissenschaftlichen Öffentlichkeit mit erstaunlichem Mut zur Indiskretion offenbart: Ihm schweben ein »Redesign der Erde mittels Geoengineering«, eine gezielte »Umgestaltung der Ökosphäre« und eine »proaktive Kontrolle der planetaren Variabilität« vor. Arbeit, Energie und Stoffströme will er geographisch neu verteilen: Nahrungsmittelanbau in die mediterranen Zonen, erneuerbare Energiegewinnung in die Subtropen, Erholungstourismus in die Tropen. Und das Klima will er nicht nur schützen, sondern durch »wohlüberlegte Injektion von Designer-Treibhausgasen« in die Atmosphäre verbessern. (H. J. Schellnhuber: »Earth System Analysis and the Second Copernican Revolution«. In: *Nature. Millennium Supplement to Vol. 402,* No. 6761, C19–C23 (1999).

Der dritte Jargon. Was so geredet wird.
Rolf Peter Sieferle empfand es als »merkwürdiges Paradox, wenn gerade diejenige Gesellschaft, welche die Menschen in zuvor unvorstellbarer Weise an funktionale und ideologische Ketten legt, sich selbst in Begriffen der Autonomie, der Selbstbestimmung und Freiheit« definiert (*Rückblick auf die Natur,* S. 201).

Der ideologische Niederschlag der oben benannten Tendenzen zum »globalen, produktiv entkernten Dorf« mit dünner feudaler Oberschicht findet sich – vor allem bei den nur noch wiederkäuenden journalistischen Gewerben – in Gestalt einer Sehnsucht nach jener Schafsidylle, die Oswald Spengler 1931 (in *Der Mensch und die Technik*) malte: »Kein Krieg mehr, kein Unterschied mehr von Rassen, Völkern, Staaten, Religionen, keine Verbrecher und Abenteurer, keine Konflikte infolge von Überlegenheit und Anderssein, kein Haß, keine Rache mehr, nur unendliches Behagen durch alle Jahrtausende.« Jede mentale Störung dieses Herdenidylls setzt ein gereiztes Blöken positiv oder negativ besetzter Interjektionen in Gang: »Freiheit, Selbstbestimmung, Vielfalt, Weltoffenheit, Toleranz, Gleichheit, Respekt, Teilhabe« oder – und dann im Alarmton –: »Rassismus, Fremden- und Frauenfeindlichkeit, Homophobie, Gewalttätigkeit«.

Frank Böckelmann hat dieses Wortgeklingel jüngst als den dritten Jargon bezeichnet und sich (in einem in Kürze bei Manuscriptum erscheinenden Buch) darüber gewundert, daß Konservative diese krümeligen Reste einer Meinung, die selbst schon gar nicht mehr »gebildet«, sondern nur noch »gehabt« wurde, mit Erbitterung als die anhaltende Diskurshoheit der 68er mißverstehen.

Eigentlich haben die Konservativen im Vergleich zu den sie ehedem bedrängenden Weltanschauungen das beste Los gezogen, und bei der Neige des Tages werden sie im Abendsonnenlicht die Freude des Immerrecht-gehabt-Habens genießen können. Liberalismus und Sozialismus hingegen gibt es nicht mehr, beide haben sich aufgelöst in der reinen Distributivlogik der »Immer schon gefüllten Schüssel«, aus der im petrolisch-schlaraffischen Spätkapitalismus jeder seinen Teil erhält. John Rawls hat dazu einen moralphilosophischen Rahmen gestiftet: Wo es Unterschiede in der Leistungsfähigkeit und der Anstrengungsbereitschaft gibt, da lagen sie schon in der Wiege und begründen als Gaben der Natur keinerlei weitergehende Ansprüche. Der Mensch als Gefäß, das Anrecht auf Füllung hat: Auch dieses Lebensgefühl (dem die passende Theorie ja erst nachgeschoben wurde) wird ein Ende haben, wenn der übermächtige Produktionsbeitrag der geschöpften Energien nicht mehr zur Verfügung steht, um zwischen Kapital und Arbeit/Nichtarbeit im angestammten Verhältnis von drei zu sieben predatorisch geteilt zu werden.

Man sollte sich also nicht zergrübeln. Das, was kommt, ist so oder so eine Aufgabe, bei deren Bewältigung – nach Wilhelm Röpke – Optimisten und Fatalisten gleich unnütz nur im Wege stehen.

Literaturhinweise:

Frank Böckelmann: *Jargon der Weltoffenheit oder Können Verkehrsregeln Werte ersetzen?* Edition Sonderwege. Leipzig/Waltrop 2013;

Reiner Kümmel: *Energie und Kreativität,* Stuttgart 1998;

Herwig Pommeresche: *Humussphäre,* Xanten 2004;

John Rawls: *Eine Theorie der Gerechtigkeit,* Frankfurt a. M. 1979;

Rolf Peter Sieferle: *Der unterirdische Wald. Energiekrise und Industrielle Revolution,* München 1982;

Rolf Peter Sieferle: *Die Krise der menschlichen Natur. Zur Geschichte eines Konzepts,* Frankfurt a. M. 1989;

Rolf Peter Sieferle: *Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart,* München 1984;

Rolf Peter Sieferle: *Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt,* München 1997;

Rolf Peter Sieferle u. a.: *Das Ende der Fläche. Zum gesellschaftlichen Stoffwechsel der Industrialisierung,* Köln/Weimar/Berlin 2006;

Rolf Peter Sieferle, Helga Breuninger (Hrsg.): *Der Europäische Sonderweg.* Breuninger Stiftung, 11 Bände;

Vaclav Smil: *Cycles of life. Civilization and the Biosphere,* New York 1997;

Fritz Söllner: *Thermodynamik und Umweltökonomie,* Heidelberg 1996;

Nassim Nicholas Taleb: *Der Schwarze Schwan. Die Macht höchst unwahrscheinlicher Ereignisse,* München 2008;

Nassim Nicholas Taleb: *Antifragilität. Anleitung für eine Welt, die wir nicht verstehen,* München 2013.

Wie grün waren die Nationalsozialisten?

von Guy de Maertelaere

Gekürzte Fassung des Textes »Hoe groen waren de nazi's?«, erschienen im flämischen Magazin *TeKoS*, No. 148/2012, übersetzt von Irmhild Boßdorf.

Es muß in den letzten Monaten, als *BBC World Service* noch zu hören war, gewesen sein. Es ging um Bücher mit verrückten Titeln. Ich hörte nur mit halbem Ohr zu, wurde aber aufmerksam, als der Redakteur ein Buch mit dem für ihn unvorstellbaren Titel erwähnte: »How green were the Nazis?«. Verrückter Titel? Für mich ganz und gar nicht. Die meist flapsig gemeinte Bemerkung, daß die Nationalsozialisten die ersten Grünen waren, wird häufiger gemacht, und man kann da in der Tat einiges aufzählen: Pläne, durch ein Naturschutzgebiet eine Eisenbahnstrecke zu bauen, wurden gestrichen. Eine bereits aus den zwanziger Jahren stammende Verordnung zum Schutz von Tieren und Pflanzen wurde endlich implementiert. Berufsbeamte erhielten Schulungen über Vogelschutz. Ein Jagdgesetz wurde tierfreundlicher gestaltet. Reklametafeln auf dem Lande wurden verhindert. Die öffentlichen Wälder und Parks wurden hergerichtet, neue Parks angelegt und eine Menge neuer Naturschutzgebiete ausgewiesen.

Anna Bramwell ist ein wichtiger Name für diejenigen, die sich mit dem ökologischen Denken in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts befassen, ehe dieses Denken »trendy« wurde und darüber hinaus größtenteils eine linksprogressive Richtung einschlug. Bramwell ist berühmt-berüchtigt für ihre These, daß es innerhalb der NSDAP einen echten grünen Flügel mit Rudolf Hess und Walther Darré als treibenden Kräften gab. Hess war ein Anhänger der Anthroposophie Rudolf Steiners und versuchte als solcher, Steiners Auffassungen eines biodynamischen Landbaus umzusetzen. Darré hingegen, von 1933 bis 1942 Landwirtschaftsminister, wollte nichts von der Anthroposophie wissen, trat aber dennoch für die ökologische Landwirtschaft ein und wollte darüber hinaus aus Deutschland einen Agrarstaat mit einer neuen Landaristokratie machen. Von Anfang an mußte der »grüne Flügel« mit Gegenspielern rechnen, Heydrich und Bormann etwa, und Herbert Backe, der von 1942 bis 1945 Darrés Nachfolger als Minister war. Als während des Krieges Deutschlands Chancen auf einen Sieg schwanden, wurde mehr Wert auf die Menge der Nahrung, die produziert werden konnte, gelegt, als auf deren pestizidfreie Herstellung. Bramwell merkt an, daß dies das nationalsozialistische Deutschland dennoch nicht daran hinderte, einige kraftvolle Gesetze zum Schutz der Natur zu erlassen. Es war das erste europäische Land, das Naturschutzgebiete anlegte (Amerika tat dies bereits im 19. Jahrhundert). 1934 gab es die ersten Vorschriften zum Schutz von Baumplantagen, und ab 1940 wurden Hecken geschützt, um die Lebensräume wildlebender Tiere zu sichern.

»Unstrittig hat keine deutsche Regierung den Schutz des deutschen Waldes so ernst genommen wie das Dritte Reich und sein Reichsforstmeister Göring. Unwillige Elfjährige wurden mithilfe von Programmen über Waldökologie, die an den Schulen angeboten wurden, zu kundigen Waldläufern ausgebildet und lernten, wie die Waldlandschaft die Gesetze des biologischen Wettstreits und Überlebens demonstriert, vom Ohrenkneifer bis zum Adler (…) Es ist natürlich peinlich, zugeben zu müssen, daß das barbarischste Regime in der modernen Geschichte doch äußerst gewissenhaft mit der Umwelt umging. Das Ausrotten von Millionen Menschenleben war keinesfalls unvereinbar mit dem leidenschaftlichen Schutz von Millionen Bäumen.«

Simon Schamas: *Landscape and Memory*

Als ein berüchtigtes Pamphlet gilt in konservativ-ökologischen Kreisen *Ecofascism – Lessons from the German Experience* von Janet Biehl und Peter Staudenmaier. Im ersten Teil des Büchleins, geschrieben von Staudenmaier, geht es um diesen »Grünen Flügel« innerhalb der NSDAP. Tatsächlich muß sich Staudenmaier nicht erst von dessen Existenz über-

zeugen – dieser gibt ihm nämlich die passende Waffe an die Hand, um jedes auch nur vage rechtsgerichtete Denken zu verdammen. Wichtiger noch als die Namen und Publikationen, die er erwähnt, ist der »reaktionäre Ökologismus«, auf den er seine Pfeile richtet und den er im grünen Flügel der NSDAP zu erkennen glaubt. Ausdrücklich sorgt er sich um den zunehmenden Mystizismus und Antihumanismus innerhalb der ökologischen Bewegung, bei dem die Erde wichtiger als der Mensch genommen wird, bei dem Gefühl und Intuition der Vernunft vorgezogen werden.



Odal – Monatsschrift für Blut und Boden, *Ausgabe von 1937*

Nun aber zum Buch, das den Anlaß zu diesem Artikel bildet – *How green were the Nazis?*. Ideologisch interessant sind die Ausführungen der drei Herausgeber, ob der Nationalsozialismus nun modern oder reaktionär genannt werden müsse. Reaktionär wäre bis vor kurzem die allgemein erwartete Antwort gewesen; die Nationalsozialisten hätten zu vormodernen Zeiten zurück gewollt. Aber nun hat sich das umgekehrt. Heute verweist man auf die modernen Propagandatechniken, auf die Förderung von Technologie und wissenschaftlichen Untersuchungen. Daher attestieren die Autoren dem Nationalsozialismus Modernität mit einem atavistisch-nostalgischem Rand, sei es auch nur, um einer Stimmung zu entsprechen. Und was das grüne Thema angeht: Die Menschen wurden angeregt, ökologische Landbautechniken anzuwenden, nutzten aber gleichzeitig auch künstliche Dünger und Pestizide, um die stets wachsende städtische Bevölkerung versorgen zu können. Aber ein Zwiespalt blieb immer bestehen, selbst innerhalb des Deutschen Bundes Heimatschutz (DBH): Der grüne Flügel war eher nostalgisch und wollte zurück zu vorindustriellen Gewohnheiten und Traditionen. Andere hingegen waren weniger starr und verurteilten menschliche Eingriffe in die Landschaft nicht grundsätzlich.

Michael Imort von der kanadischen Wilfrid-Laurier-Universität liefert mit »Eternal Forest – Eternal Volk« einen der lesenswertesten Artikel des Bandes. Er beschreibt, wie die Nationalsozialisten entgegen allen Gepflogenheiten der Zeit die Wälder ökologisch nutzen wollten und den Holzertrag dabei vollkommen unbeachtet ließen. Kein geringerer als Aldo Leopold, der Begründer der »Land Ethic«, wird zitiert mit einem Kommentar, der voller Lob ist für die deutschen Pläne. Das verwundert nicht so sehr, denn Leopolds Entwicklung als Hauptaufseher der amerikanischen Wälder war ebenso verlaufen: von einer zuerst mehr ökonomischen zu einer ökologischen Sicht.

Imort wirkt (teilweise) tatsächlich fasziniert von den grünen Visionen der deutschen Machthaber. Er läßt durchschimmern, daß es dem Reichsforstmeister Göring zwar vor allem um Machterweiterung ging, daß aber er und sein Stab »were ecologically aware to a degree not seen again until the 1980's«. Eindrucksvoll ist die Auflistung einiger Punkte über die Haltung der Nationalsozialisten gegenüber einzelnen Bäumen und Baumarten, ihrem Nutzen und Wert für einen gesunden Wald einerseits und der Übertragung dieser Gedanken auf das Individuum als Teil eines gesunden Volkes andererseits (siehe Randspalte) – vor allem, weil dies auch bei heutigen Grünen ein nicht geklärtes Thema ist. Imort zeigt schließlich noch auf, daß die hier beschriebenen Prinzipien der Waldhege den Zweiten Weltkrieg überlebt haben und sogar Teil des Waldgesetzes 1975 in West-Deutschland waren.

· Einzelne Bäume spielten eine herausragende Rolle als Bestandteile eines nachhaltigen Waldes, wobei ihr Standort eine wichtige Rolle spielte. Manche Bäume dominierten und manche ordneten sich im größeren organischen Ganzen unter: genauso wurde jedem Volksgenossen eine Aufgabe und eine Rolle zugewiesen, die eher die korporative Volksgemeinschaft als das Individuum begünstigte.

· Die besten Bäume des Waldes sollten mehr Licht und Platz erhalten, damit sie besser als die übrigen wachsen konnten. Genauso sollten Volksgenossen der besseren Rasse Ermutigungen und Belohnungen für die Aufzucht von Kindern und den Dienst an der Nation erhalten.

· Bei den übrigen Punkten geht es um die Pflege, Beschneidung und Ausdünnung der Bäume zur Qualitätssteigerung. Die entsprechende Übertragung auf Mensch und Gesellschaft liegt auf der Hand und muß nicht explizit genannt werden.

Werfen wir erneut einen Blick auf Walther Darré. Die bereits erwähnte Anna Bramwell beschreibt ihn in ihrer Monographie *Blood and Soil – Richard Walther Darré and Hitler's »Green Party«* als Gegenpol zu Heinrich Himmler und dessen imperialistischen Visionen. Sie versteht ihn als Vertreter einer echten Bauernnation und der ökologischen Landwirtschaft, als jemanden, dessen Ideen zwar Teil des Parteiprogramms der dreißiger Jahre waren, aber später von den Nationalsozialisten selbst verraten wurden. Bauern, so Darré, seien der Ursprung der deutschen ökonomischen und kulturellen Vitalität. Eine lange Tradition von Siedlungs- und Erbmustern habe das deutsche Volk geformt. Eine besondere Verbindung zwischen dem deutschen Volk (»Blut«) und dem Land (»Boden«) sah Darré als historischen Grundstein für das Überleben Deutschlands und für seine kulturelle Dominanz.

Schon lange vor den Nationalsozialisten, so schreibt Gesine Gerhard in ihrem Aufsatz »Breeding Pigs and People for the Third Reich«, habe man einen Zusammenhang von »Blut« und »Boden« erkannt. Agrarromantiker des 19. Jahrhunderts hatten die organische Einheit von Volk

und Land betont und die Bauern als Rückgrat der Gesellschaft bezeichnet. Ernst Moritz Arndt verband Bauernromantik mit Nationalismus, als er den Staat dazu aufrief, die Bauern als Stützpfeiler des deutschen Volkes anzuerkennen, und der Soziologe Wilhelm Heinrich Riehl hatte ihren politischen Wert als konservativen Block in der Gesellschaft betont. Darré gab jedoch »Blut und Boden« eine neue Konnotation. Blut war für ihn gleichbedeutend mit Rasse und die Bauern waren für ihn der Lebensquell der nordischen Rasse. Er wollte eine neue herrschende Klasse schaffen, die ihre Wurzeln im Bauerntum haben sollte. Darré war Spezialist



Blut, Boden, Urbarmachung, ökologische Katastrophe – Kultivierungsarbeiten für Siedlerstellen im Emslandmoor 1934

für die genetische Selektion von Vieh und wollte seine Erkenntnisse aus der Tierzucht auf Menschen anwenden. Neben die rassische Komponente stellte Darré noch den Lebensraum im Osten. Die Romantiker des 19. Jahrhunderts hatten den Boden als Charakteristikum für das deutsche Volk angesehen, aber für Darré war er die Rechtfertigung für die Erweiterung des deutschen Lebensraums und die Ansiedlung von Volksdeutschen dortselbst.

Während seiner beinahe zehnjährigen Tätigkeit als Minister konnte Darré einen Teil seiner Ideen durchsetzen. Die Idee eines »Landadels« blieb überwiegend ein theoretisches Konstrukt, lediglich die Idee eines »Erbhofs« wurde umgesetzt. Durch dieses Gesetz wurde geregelt, daß ein Bauernhof zwischen 7,5 und 125 Hektar beim Tod des Besitzers ungeteilt an einen einzigen, rassisch selektierten Erben übergehen mußte. Obwohl es vielerlei Widerstand gegen diese Neuregelung gab, war Hitler ein heftiger Befürworter: Jede weitere Diskussion wurde verboten.

Daß nun Blut, also Rasse, Abstammung, Sippe, für die Nationalsozialisten wichtig war, muß nicht mehr gesagt werden. Mark Bassin (London) untersucht in seinem Beitrag die Anstrengungen, die einige unternahmen und unternehmen mußten, um auch dem geologischen Begriff »Boden« und den daraus abgeleiteten Begriffen Heimat, Landschaft und Kulturlandschaft zu ihrem Recht zu verhelfen. In welchem Maß und wie

ist das Wesen eines Volks verbunden mit geographischen Faktoren wie Klima, Bodenbeschaffenheit, Vegetation, natürlichen Ressourcen, Meeresnähe, Bevölkerungsverteilung?

Bereits in der völkischen Periode, die dem Nationalsozialismus vorausging, beschäftigte man sich mit den angeborenen Merkmalen und den Umwelfaktoren. Friedrich Ratzel, Begründer der politischen Geographie und damals ein einflußreicher konservativer Nationalist, erkannte den Zusammenhang zwischen den Lebensumständen als Ursache und dem Volkscharakter als Folge. »Raum« war für ihn ein so wichtiger Faktor, daß er selbst die scheinbar wertlosen Sandwüsten in Afrika als mögliche Kolonien und damit als »Lieferanten« für Raum sah. Innerhalb der völkischen Bewegung beschränkten die meisten jedoch ihren Lebensraum auf den Heimatboden.



In den zwanziger Jahren gewann die Parole »Blut und Boden« Raum, wobei das Blut eindeutig der wichtigere Faktor war. Laut der gemäßigten Version legten die Umgebungsfaktoren die Rassemerkmale fest. So hätten die Juden ihre typischen Rassemerkmale durch ihr ursprüngliches Wüstenmilieu erhalten. In der Folge habe dann auch das Blut – entlang dieser bodengeprägten Grundlegung – die entscheidende Rolle gespielt. Hitler selbst behauptete in den dreißiger Jahren, daß ein ärmliches geographisches Milieu die eine Rasse zu Höchstleistungen stimulieren könne, für eine andere aber bittere Armut und unangepaßte Nahrung bedeuten könne. Und Walter Darré war ein Protagonist der Theorie, wonach die Umweltfaktoren durch Rassefaktoren abgelöst würden. Es verwundert nicht, daß die Ideen von Ratzel im Dritten Reich auf wenig Beifall rechnen konnten, zumal er oft den »Rassismus« kritisierte.

Weniger bekannt als Darré ist Alwin Seifert, der tatsächlich als »grüner Nationalsozialist« bezeichnet werden kann. Er lebte von 1890 bis 1972, hatte vier verschiedene politische Systeme erlebt und erklärte, daß er über die Zeiten hinweg immer die gleichen Ideen vertreten habe. Thomas Zeller nennt ihn in seinem Beitrag »The most prominent environmentalist in the Third Reich«. Er hatte den eher symbolischen Titel des »Reichslandschaftsanwalts« und mußte, ebenso wie Haushofer, fortwährend um seine Beziehung zum System ringen. Seine Umweltvision war anthropozentristisch, aber vielleicht doch ehrlicher und tiefgehender als bei Darré.

Seifert war nicht von Wildnis oder Natur, sondern von Landschaft ideologisch inspiriert. Landschaften mußten entworfen, gestaltet und notfalls auch geheilt werden. Als Landschaft bezeichnete er den kulturellen Raum, in dem Menschen und Natur aufeinander einwirkten. Wenn diese Interaktion harmonisch war, werde die Landschaft anziehend und schön. Wenn diese Beziehung jedoch gestört war, werde sie häßlich. Seifert, der sich selbst nicht als einen traditionellen Naturschützer sah, wollte bei den menschlichen Eingriffen in die Landschaft ziemlich weit gehen. Industrialisierung und Modernisierung sollten ruhig ihren Platz haben, wenn die »Seele« nur ausgenommen sei. Eine wichtige Rolle in der Landschaftsge-

staltung spielte für ihn natürlich der Landbau. 1930 wurde Seifert zum Adepten der Steinerschen Anthroposophie.

Die ökonomische Depression der frühen dreißiger Jahre war auch für Architekten wie Seifert eine harte Zeit. Er fand beim Autobahnbau Beschäftigung – Fritz Todt, der Chefingenieur des Projekts, wurde als Hauptredner bei einer Zusammenkunft von Naturschützern eingeladen. Obwohl er den Landschaftsschutz beim Autobahnbau faktisch verweigerte, versprach er dennoch, diesen gebührend zu berücksichtigen. Bei der gleichen Versammlung äußerte sich Seifert über die »Veraltete Romantik« der traditionelleren Naturschützer. Er wurde offizieller Berater von Todt und konnte 15 eigene Mitarbeiter anstellen. In der Zeit bis 1941, als das Autobahnprojekt beendet war, gab es kontinuierlich Streitereien zwischen ihm und den eher konventionellen Ingenieuren. Die Landschaftsarchitekten wollten Straßen in gebogenen Formen so wie in und um die großen Naturreservate in den Vereinigten Staaten. Die Ingenieure hingegen wollten gerade Straßen, so wie es bis dahin Norm gewesen war, und konnten sich damit überwiegend durchsetzen. Das hingegen rief die Landschaftsarchitekten auf den Plan, angeführt von Seifert selbst, sich ideologisch zu positionieren. Sie wehrten sich gegen »Einwanderer« in das Ökosystem, exotische und importierte Pflanzen, die das einheimische ökologische Gleichgewicht zu stören drohten – ein Thema, das auch heute noch aktuell ist. Seifert agierte sehr geschickt und verstand es, die öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen.

Seifert wandte sich auch gegen eine »Versteppung« oder »Verwüstung« des Landes, die durch von den Ingenieuren gelegte Drainagen und den damit einhergehenden zu schnellen Wasserabfluß verursacht würden. Dämme wurden angelegt, Wasserläufe begradigt. Das führte zu Überschwemmungen stromabwärts, während gleichzeitig stromaufwärts Trokkenheit auftrat. Seifert schilderte diese Zusammenhänge sehr holistisch-ökologisch. Der mechanische Blick auf die Natur müsse durch einen intuitiv-respektvollen ersetzt werden. In seiner organischen Vision war die Natur ein Ganzes, worin vom kleinsten Tautropfen bis zum ganzen Universum alles miteinander verwoben war. Einige Beamte und Wissenschaftler waren so erbost über die Ausführungen Seiferts z.B. zum Wasserhaushalt, daß Darré Todt anwies, Seifert zum Schweigen zu bringen. Auch von dessen Ausführungen zum Steinerschen biodynamischen Landbau hielt er nichts. Doch Todt weigerte sich und auch Rudolf Hess unterstützte Seifert. Nach Hess' England-Flug 1941 wurden die Rudolf-Steiner-Schulen und der biodynamische Landbau verbannt. Seifert war mit seiner Kritik an den Wasserwegen und hydroelektrischen Kraftwerken weniger erfolgreich als mit seiner Landschaftsarchitektur. Es gelang ihm aber, ein Staudammprojekt in den Alpen, das ganze Täler geflutet hätte, zu verhindern.

Die Frage bleibt stehen: Wie grün waren die Nationalsozialisten? Die Antwort kann nicht sehr spektakulär ausfallen, denn die Frage ähnelt der, ob ein Glas halbvoll oder halbleer sei. Die Nationalsozialisten beschlossen eine Reihe sehr naturgerichteter und tierfreundlicher Maßnahmen. Auf der anderen Seite gab es die modernistische und technokratische Seite und die Rücksichtslosigkeit gegen das Leben und den Lebensraum jener, die nicht dazugehören sollten.

Deutlich ist, daß die Nationalsozialisten keine überzeugten Grünen waren. Aber wer war das schon, lautet vielleicht die Gegenfrage. Ludwig Klages vielleicht, imerhin vertrat er schon zwei Jahrzehnte zuvor radikalökologische Standpunkte. Und Martin Heidegger war zwar ein Sympathisant der Nationalsozialisten, wurde aber immer grüner und eben wegen des Technokratischen-Modernistischen ging er auf Abstand – ihm waren die Nationalsozialisten nicht grün genug.

Blut und Boden – so anrüchig das auch klingen mag – bleiben wichtige Phänomene für jene, die heute nach nicht-ökonomischen Werten suchen. Wer unter »Blut« Verwandtschaft versteht, wird heutzutage bei Richard Hunt und seiner Bewegung »Alternative Green« fündig. Hunt sieht das ideale Zusammenleben in Dörfern mit nicht mehr als 500 Einwohnern. Das Zusammenleben auf Verwandtschaft zu gründen, ist in Nationalstaaten wie England, Deutschland oder Frankreich gar nicht so weit her. Boden, als Synonym für geographische, biologische und klimatologische Faktoren, spielt in der zwar beschränkten, aber in Amerika nicht unwichtigen grünen Bewegung des »Bioregionalismus« ein Rolle.

Literaturhinweise:

Biehl, J./Staudenmaier. R.: *Ecofascism. Lessons from the German Experience,* Edinburgh 1995;

Bramwell, A.: *Ecology in the 20. Century – A History,* New Haven 1989;

Brüggemeier. F.-J./Cior, M./Zeller, T. (eds.): *How Green were the Nazis?* Athens 2005;

Dominick III, R.: *The Environmental Movement in Germany,* Bloomington 1992;

Schama, S.: *Landschap en herinnering,* Amsterdam 1998.

Die Begrenzung des Eigenen

von Karlheinz Weißmann

Der erste Grenzübertritt, an den ich mich erinnere, war schmerzhaft. Ich hatte mit einer Gruppe von Freunden eine Abkürzung zu unserem bevorzugten Spielplatz in einem großen Schilffeld genommen. Dabei waren wir dem Wohnblock bedrohlich nahegekommen, in dem das Programm zur sozialen Durchmischung nicht funktioniert hatte. Obwohl in unserer Siedlung höchstens eine problematische Familie pro Wohnblock vorgesehen war, fanden sich hier gleich zehn oder zwölf konzentriert, und deren Kinder waren ungewaschener als wir, ungezogener und unerschrockener in der Wahl ihrer Mittel. Also kassierten wir Prügel und mußten den Rückzug antreten, bedeckt mit Striemen und blauen Flecken und dem einen oder anderen geschwollenen Auge. Mir ist noch die Wut im Gedächtnis, die ich nicht nur über die Niederlage empfand, sondern auch darüber, daß ich eigentlich geglaubt hatte, in Sicherheit zu sein, also noch außerhalb des fremden Hoheitsgebiets.

Aber das gehört zur Grenze im ersten Sinn, daß sie keinen präzisen Verlauf kennt, daß es sich eher um einen »Saum« handelt. An Stelle von Grenze sprach man im Deutschen ursprünglich von »Mark«, das heißt einem Gebiet, mehr oder weniger scharf konturiert, häufig mit fließenden Übergängen, immer umkämpft, »blutend« – der konkrete Stand war von der Situation und das heißt vor allem von den Machtverhältnissen abhängig. Das Wort Grenze hat sich nur allmählich eingebürgert, abgeleitet vom Altpolnischen *granica* für Trennfläche oder schon Trennlinie. Damit ist auch geklärt, daß die Eindeutigkeit von Grenzen mit der Dauerhaftigkeit der Besiedlung, der Verdichtung des staatlichen Territoriums und dem Grad der Feindseligkeit zu tun hat.

Der letzte Grenzübertritt, an den ich mich erinnere, war der nach Großbritannien von Frankreich aus. Die vorhergehenden, von Deutschland in die Niederlande, von dort nach Belgien, dann nach Frankreich, zählen nicht. Denn abgesehen von den verwaisten Abfertigungsstationen und dem Schild mit dem Sternenkranz gibt es im Schengen-Raum nichts, was es einen daran erinnert, daß man eine Grenze quert. Das entspricht der aktuellen Begeisterung für alles, was »inter« oder »trans« ist, also grenzüberschreitend, entgrenzend. Der Unterschied zum britischen Fall ist nicht dramatisch, aber spürbar. Beamte kontrollieren Pässe, überprüfen Personendaten, stellen eventuell die eine oder andere Frage. Sie sind erkennbar als Träger staatlicher Funktionen, im Prinzip könnten sie die Grenze für den Einreisewilligen sperren und ihm den Zugang verweigern. Aber ernst machen sie selten. Großbritannien ist zwar eine Insel und insofern durch das Meer abgegrenzt, aber alles Pochen auf Souveränität und damit das Recht zur Grenzkontrolle bleiben merkwürdig wirkungslos. Im Sommer wurde das offensichtlich, als die Opposition im Unterhaus wissen wollte, ob bekannt sei, wie viele Personen sich illegal im Vereinigten Königreich aufhielten: Zögernd gab das Kabinett zu, daß es sich um rund

eine Million Menschen handle, und auch, daß an den Außengrenzen lediglich fünftausend echte Überprüfungen pro Jahr stattfänden.

Man darf darin einen dramatischen Verfall jener Art von Grenzvorstellung sehen, die nicht nur die Unverletzlichkeit einer Grenze betonte, sondern auch deren Verteidigung todernst nahm. Grenzkonflikte haben noch im 20. Jahrhundert die Mehrzahl der Kriege ausgelöst, zuletzt nach dem Zerfall der Sowjetunion und Jugoslawiens. Die Befestigung von Siedlungsgrenzen geht mindestens bis in die Jungsteinzeit zurück, einige der größten Bauwerke der Menschheit – die chinesische Mauer, der Limes, der Hadrianswall, die persischen Bollwerke aus sassanidischer Zeit – dienten neben der militärischen Verteidigung der Markierung eines Hoheitsgebietes. Der Aufwand an Mitteln und Arbeitskräften, der dabei getrieben wurde, war außergewöhnlich hoch. Er unterlag im Lauf der Geschichte allerdings deutlichen Schwankungen. Das hatte einerseits mit der Qualität möglicher Bedrohungen zu tun, andererseits mit der technischen Entwicklung.

Das Gemeinte ist daran abzulesen, daß in Europa seit Beginn der Neuzeit staatliche Außengrenzen immer mehr an Bedeutung gewannen, während die Funktion der Binnengrenzen dramatisch zurückging, Zollschranken auf Straßen, Flüssen und Brücken fielen, die Mauern und Wälle der Städte und Burgen geschleift wurden. Dieser Prozeß hielt bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg an, als die erste Debatte darüber einsetzte, die staatlichen Grenzen überhaupt abzubauen, um den Warenverkehr zu erleichtern. Nach 1919 gewannen Grenzen aber wieder an Bedeutung, was mit den stümperhaften Grenzziehungen der Pariser Vorortverträge zusammenhing und zahlreiche Staaten (Frankreich, Belgien, Italien, die Tschechoslowakei, aber auch die Schweiz) gaben enorme Summen aus, um festungsartige Sicherungen zu schaffen, von denen die Maginotlinie nur die bekannteste ist. Abgesehen von der militärischen Unbrauchbarkeit, die sich im Zweiten Weltkrieg zeigte, setzte nach 1945 ein Prozeß ein, der dem am Beginn der Neuzeit ähnelte, insofern als in Westeuropa die Grenzen zwischen den Mitgliedsstaaten der EWG/EG/EU dramatisch an Bedeutung verloren, während umgekehrt die Demarkationslinie zum sowjetisch beherrschten Teil des Kontinents fast undurchdringbar wurde. Dort bediente man sich bewährter Methoden, ergänzt um Maßnahmen, die nicht der Abwehr des Feindes dienten, sondern dazu, die Einwohner festzuhalten.

Der Zusammenbruch dieser Block-Grenze und des dahinter stehenden Systems, der »Fall der Mauer«, wie man bezeichnenderweise sagt, schien vorübergehend die Utopie einer grenzenlosen Welt denkbar zu machen, eine Idee, beflügelt von den Möglichkeiten des Netzes und der Internationalisierung des Personen-, Güter-, Nachrichten- und Finanzverkehrs. Aber die »Wiederkehr des Raums« (Karl Schlögel) ließ nicht auf sich warten. Es gab von Anfang an gegenläufige Tendenzen, die nicht erst nach dem Schock des 11. September 2001 und an der Verschärfung der Einreisebestimmungen in die USA sichtbar wurden, sondern früher und eindrucksvoller an der gigantischen, hochtechnisierten Grenzanlage, die die Vereinigten Staaten für ihre Südlinie errichteten, um die »mexikanische Achse« unkontrollierter Wanderung zu zerstören. Parallel zur Errichtung dieser »neuen Mauer« Anfang der neunziger Jahren hat Australien gegenüber der asiatischen Küste, Saudi-Arabien gegenüber dem Jemen, Indien gegenüber Pakistan und Bangladesh, Südafrika gegenüber Zimbabwe die Grenzsicherung drastisch verschärft.

In allen diesen Fällen geht es um die Grenze als Abwehr. Die dahinter stehende Vorstellung, von der Notwendigkeit, das Eigene gegen die Fremden durch eine Grenze zu schützen, ist sicher uralt, älter jedenfalls als die Seßhaftigkeit, worauf noch die erbitterten Streitigkeiten um Jagdreviere oder die Plätze, an denen Früchte oder Strandgut gesammelt werden durften, hinweisen. Wenn Grenzen durch Nichtseßhafte in Frage gestellt werden, dann jedenfalls nicht, weil die Nomaden ohne Grenzen leben. Nur »wandern« diese mit, wie etwa der Raum des Zeltes oder der Lade, in der man die Götterbilder aufbewahrt, oder beziehen sich auf wenige, nur zeitweise beanspruchte oder besuchte Fixpunkte (Wasserlöcher, Weiden, Sammelplätze, Ahnengräber). Und selbst unter den wandernden Völkern gibt es offenbar die Sehnsucht nach einem »Heiligen« und mithin festumrissenen Land, im Diesseits oder Jenseits, mithin den Wunsch

nach dem »Paradies«. Régis Debray hat in einer Abhandlung zum »Lob der Grenzen« darauf hingewiesen, daß »Paradies« im Avesta einen »umgrenzten Garten« bezeichne. Wahrscheinlich waren damit zuerst jene von einem Wall umgebenen Parks gemeint, die assyrische Könige errichten ließen und die als Abbild eines wohlgeordneten Reiches galten, im Gegensatz zu dem chaotischen Bereich außerhalb. Die Übertragung in den biblischen Kontext ist naheliegend, wo der »Gottesgarten« in einer wüstenartigen Landschaft vorgestellt wird, vielleicht eine von einer Mauer umgebene Oase inmitten der Unwirtlichkeit.

Der Zusammenhang von Grenze und Religion ist kein Zufall, so wenig wie die Bezeichnung des scharf umrissenen Staatsgebiets als »sanctuaire« – »Sanktuarium«, also heiliger Bereich – im Französischen, die Verbindung zwischen profaner und ritueller Grenzziehung, etwa in der Erzählung von Romulus und Remus: Daß Remus die von seinem Bruder als provisorische Stadtgrenze gezogene Ackerfurche übersprang, war nicht nur ein Angriff, sondern auch ein Frevel, den Remus mit dem Tode bezahlte. Das Setzen eines Grenzsteins galt den Römern als kultischer Akt, man opferte dem Terminus, und das illegale Entfernen oder Versetzen eines Grenzsteins wurde entsprechend hart bestraft. Dieser Gedanke war nicht nur römisch, sondern fand sich bis in die europäische Neuzeit hinein verbreitet und ist im Grunde nur erklärbar durch die Vorstellung der manifesten Heiligkeit der Grenze.



Annibale Carracci: Romulus an der Stadtgrenze von Rom, 1590, Fresko Palazzo Magnani, Bologna

Der Zusammenhang von Heiligkeit und Grenze ist auch deshalb zu betonen, weil es sich offenbar um eine menschliche Universale handelt. Naheliegend ist die Erklärung unter Verweis auf die allen anderen Grenzen vorgehende Grenze zwischen »Sakral« und »Profan«; der »Tempel« ist schon vom Begriff her »das Abgegrenzte«. Er bildet seit alters das Zentrum der Heimat, also des definierten Raums, in dem die Vorfahren lebten, wo der eigene Herd ist. Der Religionswissenschaftler Gerardus van der Leeuw hat zur Erläuterung auf die elementare Kraft des »Heimwehs« hingewiesen, das vor allem bei den einfachen Menschen bis in die Zeit der Industrialisierung spürbar blieb, unter den Bauernsöhnen als Rekruten oder den Mädchen vom Lande, die in der Stadt einen Dienst annahmen: »Verbannung gilt noch den Römern der Blütezeit als die schlimmste Strafe. Bei den Israeliten ist das fremde Land das Land, wo Jahwe nicht ist (Psalm 107). Und die Athener sagen, als Themistokles sie auf die Schiffe gehen lassen will, daß, wer die Tempel der Götter und die Gräber der Väter verläßt, nicht leben kann.« Der heimatliche als abgegrenzter Bereich bildet ein Kraftzentrum, das die Menschen dauernd anzieht, was um so deutlicher hervortritt, je ursprünglicher die Lebensverhältnisse sind. Auf Celebes, einer Insel zwischen Borneo und Neuguinea, hatten die Bewohner eines Dorfes in der Mitte ihres Ortes etliche heilige Steine aufgerichtet und darin bei der Kopfjagd erbeutete Menschenschädel sowie einige Stöckchen begraben. Die Stöckchen sollten die Vogelstimmen darstellen, die bei der Gründung des Dorfes günstige Vorzeichen gegeben hatten. Das ganze hieß »Das Heil und die Kraft des Dorfes« oder »die Rufer«, weil sie denjenigen, der in der Fremde war, nach Hause riefen, indem sie ihm das Heimweh schickten.

Die Vorstellung ausgezeichneter Orte, die man mit Steinen markiert, ist außerordentlich verbreitet. Gebräuchlich waren einzelne Steine oder Steinhaufen, roh oder behauen, kleiner oder als Großsteine mit erstaunlichen Abmessungen. Die Wahl des Materials lag nahe wegen seiner Robustheit, nach menschlichem Maß: Unvergänglichkeit. Es gibt vorgeschichtliche Kulturen, die wir überhaupt nur wegen ihrer Steinsetzungen kennen, wie die der Megalithiker an den europäischen Küsten, und es gibt

Indizien für den fließenden Übergang zwischen solchen Steinsetzungen und den Anfängen monumentaler Architektur, zum Beispiel am Göbekli Tepe mit seiner uralten Tempelanlage. In den Zusammenhang gehört auch die Zählebigkeit der Idee des Malsteins. Am Ende der Erzählung von Jakob im Buch Genesis steht die Geschichte der Begegnung des Erzvaters mit Gott an dem Ort, der dann Bethel – also »Haus Gottes« – genannt wird, und es heißt da: »Jakob aber richtete ein steinernes Mal auf an der Stätte, da er mit ihm geredet hatte, und goß Trankopfer darauf und begoß es mit Öl.« Zu dieser Stelle in 1. Mose 35.14 existiert eine Doublette in Kapitel 28.18f., die allerdings den Vorgang schildert ohne Hinweis auf das Trankopfer. Wahrscheinlich ist die Passage jünger und sucht den Eindruck zu vermeiden, als ob es sich bei dem erwähnten Malstein um ein Götterbild handelte, das von Jakob durch Libation und Ölung geweiht wurde. Das hatte sicher mit dem Prozeß zu tun, in dem Israel den Abstand zwischen seinem und dem Glauben der Heiden vergrößerte und die Spuren der gemeinreligiösen Vorstellungen, an denen es ursprünglich Anteil hatte, tilgen wollten, deren Manifestationen sich aber überall fanden und finden: die uralten Stelen bei Tarent, der phallusförmige Kudurrus im alten Babylon, die von Fett glänzenden heiligen Steine des antiken Griechenland, die Kaaba des Islam oder die kleinen Steinpyramiden, die die Einheimischen auf den Gipfeln der Dolomiten errichteten, um Schadenzauber abzuwehren.

Der Zusammenhang von Steinsetzung, Sakralität und Begrenzung erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß ein »entwickeltes symbolisches Orientierungsschema einfach eine Lebensnotwendigkeit für Menschen« (Mary Douglas) war, nachdem an die Stelle der tierischen Instinktsicherheit Bewußtsein trat und damit der Zwang, eine unübersichtliche Welt durchzuordnen und eine Möglichkeit zu schaffen, um sich im Raum zurechtzufinden. Dabei konnte die Natur Anhaltspunkte bieten, der Sonnenstand wie der Sternenhimmel, Berge oder Bäume, Höhenzüge oder Haine, Flüsse oder Seen, aber offenbar erkannten unsere Vorfahren früh, daß diese Markierungen nicht ausreichten und begannen sie durch künstliche zu ergänzen oder zu ersetzen. Insofern ist der Impuls zur Begrenzung tief im Menschen verankert. Er entspricht zuerst praktischer, wenn man so will: biologischer, Notwendigkeit, die die Territorialität mit bringt. Aber er hat sich schnell davon gelöst und ist zu einem ganz menschlichen Wesenszug geworden.

Ausgerechnet der Geopolitiker Karl Haushofer, nachhaltig geprägt durch eine faktensatte »Grenzempirie«, hat diese Interpretation gestützt. Nach Haushofer spielen »natürliche Grenzen« im größeren Ganzen der Grenzen nur eine untergeordnete Rolle. »Natürlich« sind Grenzen dem Menschen, insofern es zu seiner Eigenart gehört, sie zu setzen. Grenzsetzung bedingt aber einen Akt der Reflexion, und, um einen Nebengedanken Haushofers aufzugreifen, diese Reflexion beginnt mit der Wahrnehmung unserer Leiblichkeit. Die Feststellung, daß unser Körper nicht einfach unser Körper ist, sondern wahrnehmbar wird, indem wir seine Begrenzung wahrnehmen, hat eine ganze Reihe dramatischer Konsequenzen: insofern als wir alles Mögliche tun, um seine Gestalt der der anderen – die zu unserem »Wir« gehören – anzuähneln, also ihn zu entgrenzen, während wir gleichzeitig alles Mögliche tun, um unsere Gestalt zu individualisieren, mittels Bemalung, Narbung, Tätowierung, Verstümmelung, Frisur, Barttracht, Bekleidung, also ihn abzugrenzen.

Dieses Widerspiel ist ohne Zweifel uralt und kennzeichnet alle menschlichen Gesellschaftsformen, die eben nicht nur auf sichtbare, räumliche, sondern mehr noch auf unsichtbare, wenn man so will: geistige, Grenzen angewiesen sind: zwischen Oben und Unten, zwischen Mann und Frau, Alt und Jung, Befugt und Unbefugt, an der Zeit, nicht an der Zeit. Und dieses Widerspiel verweist auch darauf, daß die Neigung zur Entgrenzung und die Vorstellung, daß die per se gut, dem Menschen bekömmlich, also human, sei, sich aus den zahllosen anthropologischen Irrtümern der Gegenwart speist. Das bedeutet weiter, daß eine ehrliche Bilanz der Entgrenzungsprozesse nicht nur die politischen und militärischen Kosten in den Blick nehmen müßte, sondern auch die Klärung der wirtschaftlichen Vor- und Nachteile von Grenzenlosigkeit sowie die Entfremdungsfolgen, die Entgrenzung in allen Lebensbereichen, von der Erziehung bis zur Konfrontation mit dem Feind, nach sich zieht.

Literaturhinweise:

Otto Maull: *Politische Grenzen, Weltpolitische Bücherei,* Bd 3, Berlin 1928;

Gildas Simon: *La planète migratoire dans la mondialisation,* Paris 2008;

Régis Debray: *Eloge des frontières,* Paris 2010;

Gerardus van der Leeuw: *Einführung in die Phänomenologie der Religion,* zuletzt Darmstadt 1961;

Mary Douglas: *Ritual, Tabu und Körpersymbolik* [1973], Frankfurt a.M. 1998;

Karl Haushofer: *Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung,* zuletzt Heidelberg 1939.

Heideggers Frage nach dem Ort

von Harald Seubert

I. Heideggers vielberufene »Kehre« ist nicht als Etappe oder Periodisierung seines Denkens zu verstehen. Ihre von Heidegger selbst wiederholt betonte Not-Wendigkeit liegt vielmehr im inneren Sinn der Seinsfrage selbst, die Heidegger mit höchster Konzentration auf seinem gesamten Denkweg entfaltete. Er hatte in seinem frühen Hauptwerk *Sein und Zeit* (1927) bekanntlich die Seinsfrage vom Dasein des Menschen aus exponiert. Das Dasein sei das Seiende, dem es in seinem Sein um dieses Sein selbst gehe. Heideggers Frage gilt zunächst einem Weltzugang, der nicht in der Cartesischen Spaltung zwischen »Ich« und »Welt« verfangen bleibt. Das Dasein ist »je schon« in seiner Welt. In der Sorge um sich selbst, als bedingte Freiheit und »geworfener Entwurf« ist es per se welthaft und in der Einheit der Zeitsinne von Gewesen- und Zukünftigsein nimmt es sich selbst in die Sorge. Das »Vorlaufen zum Tod«, das Wissen um die äußerste Möglichkeit des Nicht-mehr-Seins gibt ihm seine Tiefenkontur.

Das publizierte Werk endet mit einer Kehre der Frageexposition, die zugleich einen Zweifel in sich schließt: Kann das erschließende Verständnis von Sein überhaupt vom Dasein aus möglich sein? Doch der konzipierte zweite Teil von *Sein und Zeit* blieb ungeschrieben oder wurde im Manuskript vernichtet – bis heute rankt sich darum ein gewisses Rätsel. Heidegger indes fragte in den folgenden Jahren tiefer bohrend, auf die Grundfrage der Metaphysik hin: »Warum ist Seiendes und nicht vielmehr nichts?« Darin verbirgt sich die Frage: Ist die Abgründigkeit des Schwebens und Aushaltens vor dem Nichts nicht vielleicht mit der Seinserfahrung eins? Heidegger suchte also nun nach der Einwurzelung des Denkens und des Menschen im Sein selbst, weil er ihn als seins-verortet wahrnahm. Dies bedeutet nicht weniger, als daß der Mensch bedingt sei, von Anfang an, also nicht »frei« im abstrakten Sinn, und nicht primär das Subjekt des Denkaktes.

Dies alles kann und soll hier nicht weiter ausgeführt werden, nur noch soviel: Um die Kehre zu verstehen, muß man auch das Parmenideische Sinnbild mit im Blick halten, wonach Hin-weg und Rück-weg derselbe sind: Wer der Seins-Verortung des Menschen wirklich nahekommen möchte, muß heimkehren können.

II. Sehr berechtigt freilich ist die Frage, aus welcher inneren und welcher die eigene Zeit reflektierenden Denkbewegung Heidegger zu der Notwendigkeit der Kehre kam. Letztlich ging sie aus der Einsicht in den Endpunkt abendländischen Denkens hervor: Heidegger sah dieses Ende in der technischen Selbstvollstreckung des von Nietzsche prognostizierten und selbst ins Werk gesetzten »Willens zur Macht« zum »Willen zum Willen«, die er auch als »Machenschaft«, als das »Riesenhafte«, dem kein Maß gesetzt ist, und vor allem als »Gestell« begriff. Die Vorlesungen der Jahre nach 1933 zeigen, daß nicht nur die »Auseinandersetzung« mit

Nietzsche, für Heidegger der letzte Denker der abendländischen Metaphysik, von entscheidender Bedeutung ist, sondern auch die Zwiesprache mit Hölderlins Dichtung, die aus Exil und Fremdheit zur Heimkunft ins »Eigene« ruft und die in den Stromhymnen (vor allem »Der Rhein«) den Geist und Richtungssinn der Erde evoziert.

Heidegger fragt dabei nach dem »*Wesen* der Technik«, keineswegs übt er eine – billige – Technikkritik. Die entfesselte Technik macht die Bergung des Logos in der Wahrheit, das Gegründetsein im Sein zunichte. Doch sie ist selbst ein Seinsgeschick, in dem die Erde zum »Irrstern« wird. Planetarische Technik ist keineswegs als Mittel für anderweitige Zwecke einzusetzen. In ihr wird Natur in den Bestand gebracht, »ge-stellt« und ihres Selbstseins entzogen. Sie kennt, wie Heidegger im Blick auf die Kybernetik in den fünfziger Jahren scharf formuliert, nur die Koordinaten von 0 und 1. Damit aber reduziert sie Welt und Erde auf einen »Bestand« für die planetarisch ungedeckten Wechsel des Waren-, Technologie- und Geldverkehrs. Diese großen Themata sind grundgelegt in Heideggers nachgelassenen Aufzeichnungen aus den dreißiger Jahren, vor allem dem Corpus der *Beiträge zur Philosophie* (GA 65, Frankfurt a.M. 1989), das den Arkantitel »Vom Ereignis« erhält. In den fünfziger Jahren hat Heidegger die Technikphilosophie in einem kleinen und noblen Kreis in Bremen erstmals öffentlich gemacht. Dreierlei ist dabei wesentlich:

»Der Schrifttumsführung im Sektor ›Kultur‹ entspricht in nackter Konsequenz die künstliche Schwängerungsführung […]. Die Vernutzung aller Stoffe, eingerechnet den Rohstoff ›Mensch‹, zur technischen Herstellung der unbedingten Möglichkeit eines Herstellens von allem, wird im Verborgenen bestimmt durch die völlige Leere, in der das Seiende, die Stoffe des Wirklichen, hängt.«

Martin Heidegger: *Vorträge und Aufsätze,* S. 91

1. Technik ist nach Heidegger das letzte Ergebnis des Endes der abendländischen Metaphysik: radikale Seinsvergessenheit. Mithin ist auch die Seinsfrage der »Kehre« die unabdingbare Voraussetzung dafür, das Wesen der Technik in seiner Klarheit zu erfassen.
2. Menschen im frühen 21. Jahrhundert werden die Evidenz von Heideggers »Gestell«-Bild unmittelbarer verstehen als seine Zeitgenossen vor über sechzig Jahren: Daß sich ein planetarisches Netz um uns legt und die Weltzugänge bestimmt, dieses Bild von visionärer Wucht, ist in der Epoche des weltweiten Netzes von bestrickender Trivialität.
3. Von höchster Sprengkraft bleibt aber in der Bestimmung des »Gestells«, daß es Heidegger als großes »Nihilement« verstanden hat und als eine Gefahr, die jene der beiden Totalitarismen des 20. Jahrhunderts noch weit übertrifft. Sie sind lediglich Symptome. Daß Heidegger in einzelnen Sätzen Genozid und die Betonierung der Erde durch den Kunstdünger in einem Atemzug nennt, hat immer wieder Unverständnis und Empörung provoziert. Wie aber, wenn die Destruktion des Nahen und Nächsten, mithin der Treue zur Erde, tatsächlich mitursächlich für die ideologische Vernichtung des Menschen wäre? Zugleich macht Heidegger deutlich, daß das moderne Säkulum der Seinsverlassenheit eine Welt »vollständiger Verzauberung« ist, der »Verhexung« durch die Technik, und daß wesentliche Ingredienzien der Moderne: »Wachstum«, das Pochen auf »Erlebnis« und die Dominanz der Vita Activa in der Machenschaft, aber auch die technokratische Fraglosigkeit (»Not der Notlosigkeit«) und szientistische Weltreduktion, einen totalitären Zustand kennzeichnen, der erst in der One World zur vollen Realisierung kommt.

Man sollte nicht übersehen, mit welcher Prägnanz Heidegger diesen totalen Charakter des technischen Gestells bestimmt hat, in einer Sinntiefe, die durch soziologische Empirie in keiner Weise erreicht werden kann. Heidegger liefert damit nicht weniger als einen Begriff der Hypermoderne. Und er zeigt, in welcher Radikalität sie zur Besinnung zwingt. Insofern ist Heideggers Einsicht in das Wesen der Technik mit Carl Schmitts Rede vom Feind als der »eigenen Frage als Gestalt« treffend wiederzugeben. Das Denken, das Heidegger demgegenüber in Stellung bringt, ist durch einen »Sprung« von der alten Metaphysik getrennt.

»Das Zeitalter der völligen Fraglosigkeit duldet nichts Fragwürdiges und zerstört jede Einsamkeit […]. Es gilt zu wissen, daß hier in aller Öde und Furchtbarkeit etwas vom Wesen des Seyns anklingt und die Verlassenheit des Seienden (als Machenschaft und Erlebnis) vom Seyn aufdämmert. Dieses Zeitalter der völligen Fraglosigkeit kann nur überstanden werden durch ein Zeitalter der einfachen Einsamkeit, in der sich die Bereitschaft für die Wahrheit des Seyns selbst vorbereitet.«

Martin Heidegger: *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis),* S. 110

III.

Heidegger hat dies auch dadurch sichtbar gemacht, daß er die »Sache des Denkens« von der Philosophie unterschieden hat. Sie sieht er unwiderruflich an das Ende ihrer Möglichkeiten gelangt. Er sollte diesem Denken in den Nachkriegsjahren den Charakter der Gelassenheit und des Sein-lassens geben – Grundworte, die aus der Mystik Meister Eckarts vertraut sind. Im Aufriß der Heideggerschen Spätphilosophie spezifizieren sie sich einerseits auf die Frage nach dem »letzten«, kommenden

Gott, der – nach der bekannten Aussage im *Spiegel*-Gespräch mit Rudolf Augstein – allein die Menschheit des planetarischen Gestells retten könne. Dabei ist das Sein-Lassen ein radikaler Gestus: Er erfordert die »Zu-künftigen«, die »Lanthanonten«: eine Gemeinschaft der Lebenden und Toten, die die künftige Aufmerksamkeit für das Sein vorbereiten. Heidegger versteht die lanthanontische Denkart, die auch Züge des Waldganges hat und den Nullmeridian des europäischen Nihilismus überschreiten muß, im Blick auf das »vorausweisende Geleit« des Ereignisses. Dies ist ein sanftes Gesetz, das sich der Gleichförmigkeit der Technik und »der Sinnlosigkeit des absolut gesetzten menschlichen Handelns« entzieht. Von besonderem Gewicht ist dabei auch die Sprache. Heidegger hat sie im Schweigen, einer »Sigetik«, grundgelegt gesehen: Im Erschweigen werde deutlich, daß die Sprache spreche, daß Menschen, in ihrer jeweiligen geschichtlichen Herkunft, ihr zugehörten, und sie keineswegs ein bloßes Kommunikationsinstrument sei. So hat Heidegger die Sprache auch als »Haus des Seyns« verstanden.

»Die Verwüstung der Erde beginnt als gewollter, aber in seinem Wesen nicht gewußter und auch nicht wißbarer Prozeß zu der Zeit, da das Wesen der Wahrheit sich als Gewißheit umgrenzt, in der zuerst das menschliche Vorstellen und Herstellen seiner selbst sicher wird […]. Fast scheint es, als sei dem Menschen unter der Herrschaft des Willens das Wesen des Schmerzes verschlossen, insgleichen das Wesen der Freude. Ob das Übermaß an Leid hier noch einen Wandel bringen kann? Kein Wandel kommt ohne vorausweisendes Geleit, wenn nicht das Ereignis sich lichtet, das rufend, brauchend das Menschenwesen er-äugnet, d.h. er-blickt und im Erblicken Sterbliche auf den Weg des denkenden, dichtenden Bauens bringt«.

Martin Heidegger: *Vorträge und Aufsätze,* S. 95

Heideggers Spätphilosophie ist ein »An-denken«, das freilich nicht nur in das Gewesene führt, sondern auch die Zukunft vorbereitet: Denken habe bisher, hat Heidegger bemerkt, primär den Charakter des »Vorstellens« gehabt. Insofern es sich auf Seiendes und – mit der Cartesisch-neuzeitlichen Wendung – auf Subjekt und Gegenstand bezog, hat es sich als »Vorstellen« von Anwesendem gezeigt. Damit sei aber noch nicht eigentlich gedacht: Heidegger intendiert demgegenüber ein An-denken, das im Geheimnis der Verborgenheit die höchste Fülle und Präsenz des Seienden sucht.

IV.

Heideggers Spätphilosophie der »Gelassenheit« hat zweifellos ökologische Anmutungen. Welt und Erde erweisen sich dabei als der doppelte »Oikos«, das Haus der Wahrheit des Seins, in dem zu wohnen Inbegriff des bergenden Habitus der Gelassenheit ist. Die Rede von den Menschen als den »Hirten des Seins« ist daher auch keineswegs vordergründig idyllisch zu lesen. Wohnen sie doch »unsichtbar und außerhalb des Ödlandes der verwüsteten Erde, die nur durch die Sicherung der Herrschaft des Menschen nützen soll« (VuA, S. 94).

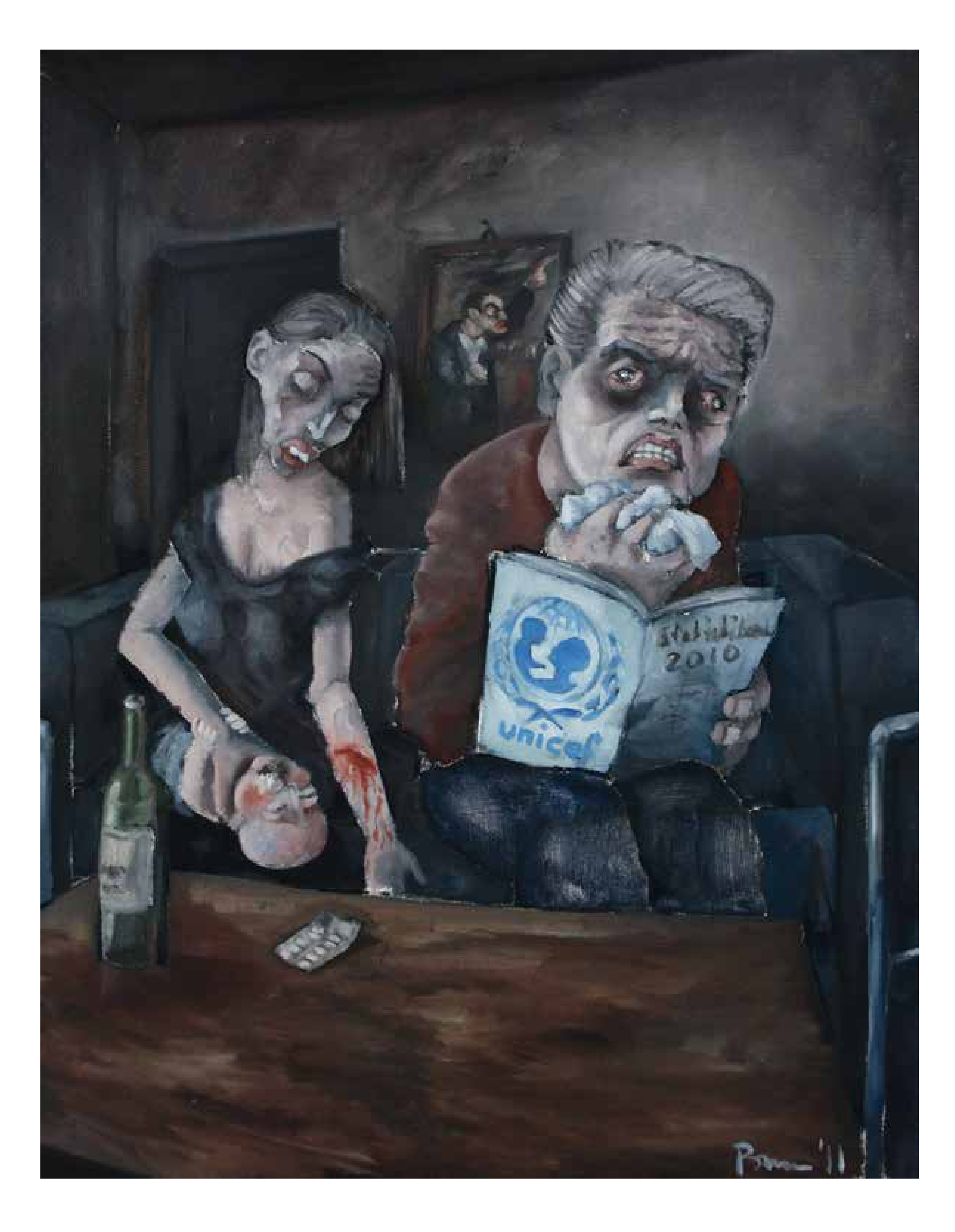
Der Gestus der Gelassenheit sollte also nicht als Rückzug entschärft werden. In ihm liegt vielmehr das äußerste Gegenbild zur machenschaftlichen planetarischen Welt. Wer ihr absagt, steht im Sturm; er ist einerseits den Partisanen verwandt, er weiß aber auch, daß, so Heidegger, »keine bloße Aktion« geeignet ist, den Weltzustand zu ändern. Daher bedeutet die Gelassenheit auch, den Schmerz angesichts der zerstörten Erde wieder zu ertragen – in dem Wissen, daß er sich nicht durch Reformen irgend abwenden läßt. Zugleich manifestiert sich jene Gelassenheit in der Achtsamkeit für die Welt der Dinge: Den alten Krug etwa, an dem, wie Heidegger sagt, das Geviert zwischen Himmel und Erde, Göttern und Sterblichen aufgeht. Der Krug ist kein Kunstwerk. Doch so wie er könnte ein eminentes Kunstwerk beschaffen sein. Diese Achtsamkeit gilt auch dem Bauen, das für Heidegger ursprünglich ein »Wohnenlassen« ist, »Errichten von Orten durch das Fügen ihrer Räume«. Und im Gestus der Gelassenheit bemerkt er: »Nur wenn wir das Wohnen vermögen, können wir bauen«. Auch die alte Neckarbrücke, die er in seinen Technik-Abhandlungen evoziert, ist in derart eminentem Sinne ein »Ding«. Sie sammelt überhaupt erst die Landschaft zur Landschaft und bewahrt sie in einem Umgang. Dies wäre der Grundsinn dessen, was Heimat als In- der-Welt-sein und Aufenthalt beim Sein von Heidegger her bedeutet. Jener Zeit-Raum ist freilich bei Heidegger niemals vom konkreten Chronotopos erfahrener Lebenszeit zu trennen. Und dies unterscheidet seinen Heimatbegriff, wie der marxistische Germanist Hans Mayer einst treffsicher erkannte, von dem Ernst Blochs: Heimat ist nicht ein Utopos, Nicht-Ort, an dem noch niemand war, sondern das stets neu anzueignende Eigenste und Eigene. Für Heidegger bleibt dies eng mit der Zeiterfahrung verbunden: Die befristete Zeit mag dem »Mesmerbuben«, der die Glocken in Meßkirch geläutet hat, zuerst sinnfällig geworden sein. Im Kloster Beuron geht dem bedeutenden Philosophen Ende der zwanziger Jahre der Rhythmus des Übergangs vom Tag zur Nacht am Stundengebet auf. Heimat als Zeit-Raum ist indes Grund und Abgrund zugleich. Im »Reinentsprungenen« (so ein berühmtes Hölderlinwort aus der »Rheinhymne«) zu leben, ist am schwersten. Denn keine Ideologie reicht dorthin.

Literaturhinweise:

Martin Heidegger: *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis),* Heidegger-Gesamtausgabe, Band 65, Frankfurt a.M. 1989;

Martin Heidegger: *Vorträge und Aufsätze,* Pfullingen [6]1990 (darin: »Die Frage nach der Technik«);

Martin Heidegger: *Der Ursprung des Kunstwerks,* Frankfurt a.M. 2012.



Der Philanthrop, 90 × 70 cm, Öl auf Leinwand, 2011



Demokraten, 100 × 115 cm, Öl auf Leinwand, 2013

Junge politische Kunst – Worauf zielt Roman Wachter?

Aus Basel stammte jener Wahldeutsche, der seine Heimat aus Gründen »monumentaler Unterernährung« verließ: Armin Mohler wechselte von der Schweiz, in der es bis heute bloß um ein »Mehr oder Weniger« geht, zum großen Nachbarn Deutschland, in dem stets »Alles oder Nichts« verhandelt wird – und zwar bis heute. Wer Deutschland hat, hat Europa, präziser: den Motor des Kontinents.

Ist das der Grund, warum sich der junge Maler Roman Wachter (Jahrgang 1986) in der Wahl seiner Themen und seines in den Bildern dargestellten Personals auf die deutsche Sphäre des Politischen und Vorpolitischen konzentriert? Wachter schreibt auf seiner Netzseite (www.romanwachter.ch), ihm habe »die deutsche Kultur wichtige Impulse mit auf den Weg« gegeben, und dies sei für ihn Anlaß genug, sich »mit gegenwärtigen politischen Entwicklungen« auseinanderzusetzen.

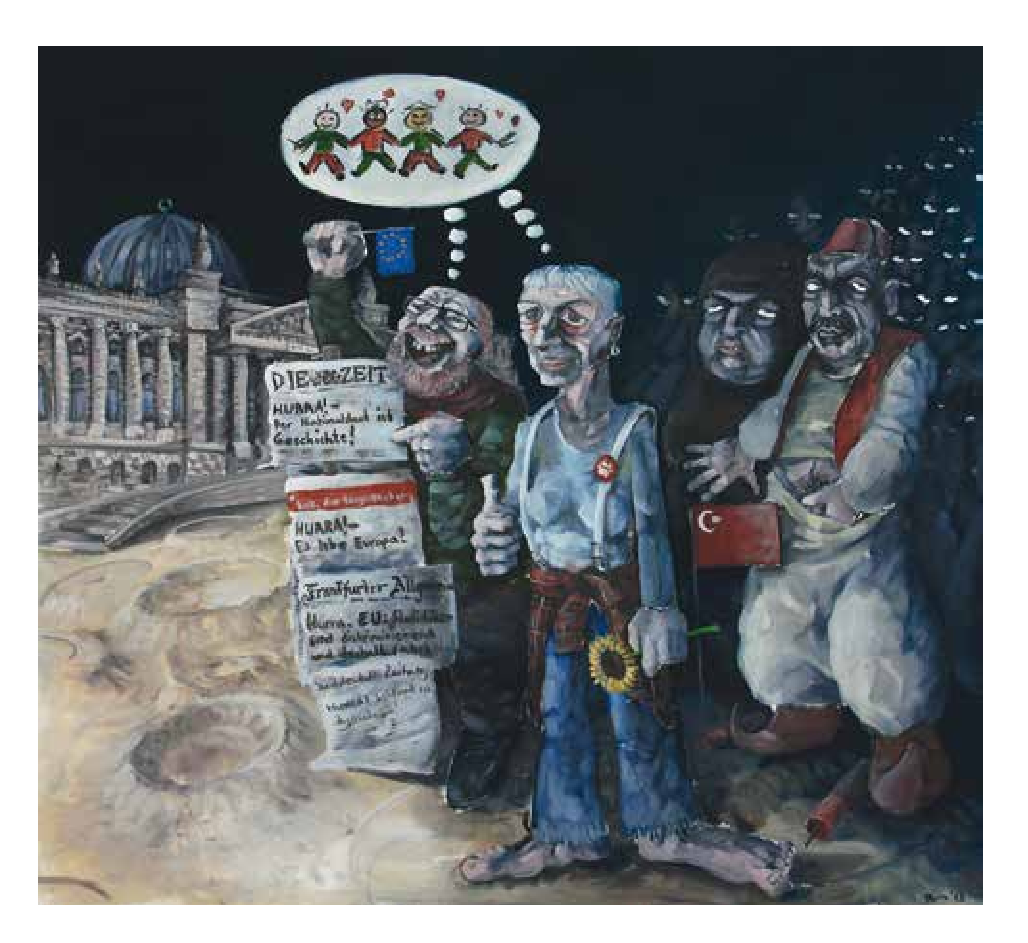
Der Umkehrschluß ist nicht schwierig: Wachter malt gegen die Zersetzung dieser deutschen Kultur durch die gegenwärtige politische Entwicklung an. Seine großformatigen Ölgemälde sind politische Werke, manche wirken sogar wie überdimensionierte Karikaturen, zumal sie zeitgebunden sind, politisches Personal der Gegenwart abbilden und mit Zitaten oder orientierenden Schlüsselbegriffen bestückt sind. Wir sehen die linke Ignoranz gegenüber den kommunistischen Verbrechen (»Gedächtnislücken«, 2011, zu erkennen sind Cohn-Bendit, Grass, Schorlemmer und Brandt) oder die Zerstörung der gegenständlichen Kunst durch den erweiterten Kunstbegriff (»Intelligenzija«, 2011, zentral: Joseph Beuys) und jene Mühle der Banalisierung, durch die sich das Genie geleiert sieht (»Demokraten«, 2013, im Trichter: Richard Wagner).

Roman Wachter hat neben anderen Künstlern auf dem 2. *zwischentag* in Berlin ausgestellt. Er gehört zu den wenigen jungen Vertretern einer Gegenaufklärung, die den derzeitigen politischen Ort der Kunst in Frage stellen. Wir dürfen gespannt sein: Wachter ist noch keine dreißig!

▲ *Gedächtnislücken, 175 × 165 cm,*
Öl auf Leinwand, 2011

▼ *Intelligenzija, 150 × 165 cm,*
Öl auf Leinwand, 2011





▲ *Nacht, 110 × 120 cm, Öl auf Leinwand, 2013*



▼ *»Zivilcourage« (staatssubventioniert), 90 × 70 cm, Öl auf Leinwand, 2013*

Autoren dieses Heftes

Dr. Norbert Borrmann, 1953, studierte Architektur, Kunstgeschichte und Geschichte in Berlin und arbeitet in der Denkmalpflege.
Warum rechts? Vom Wagnis, rechts zu sein, Kiel 2011
»Kulturbolschewismus« oder »Ewige Ordnung«? Architektur und Ideologie im 20. Jahrhundert, Graz 2009

Sebastian Hennig, 1972, studierte Malerei und Grafik und ist seit 1999 freischaffend tätig als Bildender Künstler und freier Publizist.

Thomas Hoof, 1948, Gründer des Handelsunternehmens Manufactum.
Nebenbei und obendrein. Eine Auswahl aus dem Manufactum-Hausnachrichten 1988–2007, Waltrop/Leipzig 2008.

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog www.korrektheiten.com.
Die liberale Gesellschaft und ihr Ende. Über den Selbstmord eines Systems, Schnellroda 2013

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2013 (3. Auflage)

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*
Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Vordenker, Band 3 des *Staatspolitischen Handbuchs,* hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2012

Guy de Maertelaere, 1943, studierte Politikwissenschaft und beschäftigt sich insbesondere mit Fragen der Ökologie aus konservativer Sicht. Er ist Herausgeber der flämischen Zeitschrift *Gwenved* und Mitarbeiter von *TeKoS.*

Volker Mohr, 1962, studierte Architektur, Autor von Erzählungen und Sachbüchern.
Der Verlust des Ortes, Schnellroda 2011

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes.
Vergeßt Broder! Sind wir immer noch Antisemiten?, Schnellroda 2013

Prof. Dr. Harald Seubert, 1967, studierte Philosophie, neuere Geschichte, Literaturwissenschaft, Sozialwissenschaften und Evangelische Theologie und lehrt an mehreren Universitäten, u.a. in Posen, Bamberg und Eichstätt.
Europa ohne Christentum?, Friesenheim-Schuttern 2012

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, promovierter Historiker, unterrichtet an einem Gymnasium und ist Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Staatspolitik.
GegenAufklärung. Gedankensplitter – Notate – Sentenzen, Berlin 2013
Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011

Die Grünen – die zersetzende Kraft der Emanzipation

vom Institut für Staatspolitik

Die Partei Bündnis 90/Die Grünen gehört zu den Verlierern vom 22. September 2013. Sie konnten weniger Stimmen auf sich vereinen als bei der letzten Bundestagswahl 2009 und für ihre bevorzugte Koalition mit der SPD gibt es keine Chance. Wenn man den Blick jedoch von den Zahlen abwendet und zu den Themen und Wahlprogrammen schaut, sind die Grünen weiterhin auf der Siegerstraße.

Die Themen, mit denen sie vor bald 35 Jahren angetreten sind, um die Bundesrepublik zu verändern, sind mittlerweile im Mainstream angekommen und größtenteils in Gesetzen fixiert worden. Das gilt nicht nur für die Ökologie, mit der die Grünen bis heute in Verbindung gebracht werden, sondern vor allem auch für Themen wie »Gender Mainstreaming«, Multikulturalismus, Homoehe und Pazifismus – eine Agenda, die nicht zuletzt von CDU-geführten Regierungen durchgesetzt wurde.

Diese CDU konnte einen überwältigenden Wahlerfolg feiern und hat, da die FDP den Wiedereinzug in den Bundestag verfehlte, nur zwei Optionen: Die Große Koalition mit der SPD oder die kleine Lösung mit den Grünen. Wer sich noch an den CDU-Wahlkampfdonner gegen die Grünen erinnert, wird letztere Option für unwahrscheinlich halten. Allerdings wird dabei übersehen, daß bei der CDU keine grundsätzlichen Vorbehalte gegen die Grünen mehr existieren.

Schwarz-grüne Koalitionen hat es auf Länderebene bereits gegeben und bundespolitisch wurde eine solche bereits am Tag nach der Wahl gefordert. Die CDU-Vizevorsitzende Julia Klöckner sah nur in den grünen Steuererhöhungsplänen ein Problem. Selbst ein Thema wie die Verstrickungen der Grünen in Bestrebungen, Sex mit Kindern und Jugendlichen zu legalisieren, führt also nicht dazu, daß eine Koalition mit den Grünen ausgeschlossen werden würde.

Im Wahlkampf wird natürlich weiterhin behauptet, daß die Unterschiede zu den Grünen groß seien. Bei gewissen, nicht mehrheitsfähigen Themen, wie dem verunglückten Versuch, in öffentlichen Kantinen einen »Veggie-Day« einzuführen, mag das so sein. Jedoch handelt es sich hierbei um Oberflächenphänomene, die über die wirklich vorhandenen Gemeinsamkeiten nur hinwegtäuschen. Denn mittlerweile betreiben auch die sogenannten Volksparteien das Geschäft der Zersetzung durch die grüne Emanzipationsideologie.

Die ideologische Hegemonie der Grünen wäre weniger schlimm, wenn es bei ihnen um das ginge, was man mit grün gemeinhin assoziiert: Naturschutz, Heimatschutz, eine ressourcenorientierte Wirtschaft und einen skeptischen Blick auf den Menschen. Doch darum ging es von Beginn an nur einer Minderheit der Grünen. Der Rest war vor allem daran interessiert, die Marke »Grün« als Mantel für alle möglichen Emanzipationsbestrebungen zu nutzen. Die Strategie der Melonenpartei, innen rot, außen grün, stand von Beginn an symptomatisch für dieses Bestreben. Ob es darum geht, Minderheiten auf Kosten der Mehrheit zu päppeln, das Geschlecht abzuschaffen oder die Kinder von ihren Eltern zu trennen – all das geschieht unter dem Banner der Emanzipation, der Befreiung des Menschen von seinen natürlichen Lebenszusammenhängen.

Deshalb können die Grünen in ihrem aktuellen Wahlprogramm auch behaupten: »Wir kämpften an der Seite von Lesben, Schwulen, trans- und intersexuellen Menschen, als diese sozial vielfach geächtet wurden. Wir waren in Ost und West Kriegsdienstverweigerer und Friedensbewegte, als Kalter Krieg und atomares Wettrüsten als politische Notwendigkeit galten. Wir zeigten bereits Verantwortung für die Eine Welt, als der Mainstream noch zwischen drei Welten unterschied und nur das nationale Wohl zählte.«

Im Vorfeld der Bundestagswahl sind die Grünen zwar von liberaler und konservativer Seite nicht selten als Verbotspartei geschmäht worden. Es gab in der Tat eine lange Liste kruder Verbotsforderungen, die sich bei näherem Hinsehen allerdings oftmals als Meinungsäußerungen einzelner Parteimitglieder oder Mandatsträger herausstellten. Das Problem bei der pauschalen Stigmatisierung der Grünen als Verbotspartei ist nicht das Verbot an sich, sondern das, was konkret verboten werden soll. Verbote sind sinnvoll und notwendig, wenn sie ein höheres Rechtsgut schützen, beispielsweise das Verbot von Experimenten am Menschen. Die Grünen haben in der Zeit ihrer gemeinsamen Regierung mit der SPD für einige Verbote gesorgt, die

sinnvoll waren, wie beispielsweise das Verbot der Käfighaltung. Das Dosenpfand, das für ein Quasiverbot von Getränkedosen sorgen sollte, hat sich als kontraproduktiv herausgestellt, da das eigentliche Ziel, die Mehrwegquote zu erhöhen, nicht erreicht werden konnte. Über die Schmähung der Grünen als Verbotspartei darf zudem nicht vergessen werden, daß die CDU-geführten Regierungen nach 2005 nahtlos an die Verbotspraxis angeknüpft haben und auch hier die Verbote vor allem mit (umstrittenen) Klimaschutzzielen begründet werden.

In ihrem aktuellen Wahlprogramm sind die Grünen mit der Forderung nach konkreten Verboten recht sparsam, auch wenn eine Reihe von Verboten gefordert wird. Diese betreffen u.a.: großkalibrige Waffen, Provisionen bei Finanzverträgen, Versuche an nichtmenschlichen Primaten, Wildtierbörsen, Nachtflüge an Verkehrsflugplätzen, die NPD, »Ethnic Profiling« und vollständig autonome Waffen (u.a. Kampfdrohnen). Wie unschwer zu erkennen ist, handelt es sich um eine Liste, die keine klare weltanschauliche Präferenz erkennen läßt, insbesondere weil viele Forderungen auch schon von anderen Parteien erhoben wurden.

Viel wichtiger jedoch als diese expliziten Forderungen sind die Konsequenzen, die sich aus der grünen Grundhaltung ergeben. Abschließend und resümierend heißt es im Wahlprogramm: »Energiewende und Ökologie, Gerechtigkeit und eine moderne Gesellschaft – das sind für uns die zentralen Orientierungen. Sie geben grüner Politik die Richtung vor und unseren Vorschlägen Profil.« Was bedeutet das?

Insbesondere das Wort »Gerechtigkeit« sollte stutzig machen, auch weil das Wort »Emanzipation« im Wahlprogramm nur noch als Adjektiv vorkommt, wenn es beispielsweise um »emanzipative Sozialpolitik« geht. Stattdessen ist viel von Gerechtigkeit die Rede. Wer jetzt jedoch auf den Gedanken kommt, daß die Grünen sich von der Gleichheitslüge verabschiedet haben und für eine Ungleichbehandlung von Ungleichem plädieren, sieht sich getäuscht. Vielmehr geht es ihnen um eine subtile Umwertung des Wortes Gerechtigkeit. Bedeutete Gerechtigkeit klassischerweise »Jedem das Seine«, wird daraus bei den Grünen ein »Jedem alles«.

Ganz ähnlich sind die Grünen zuvor bei dem Begriff der Emanzipation verfahren. Dieser beschrieb ursprünglich den Akt des Selbständigwerdens und wurde im Laufe der Geschichte auf die Erlangung gesellschaftlicher Freiheitsräume ausgeweitet. 1968 erfolgte der entscheidende Bruch: »Die Apologeten der Kulturrevolution von 1968 haben mit der Kantischen Metaphysik auch dieses Verständnis der Freiheit als Gehorsam gegenüber dem Vernunftgesetz gestrichen. In Anknüpfung an den Emanzipationsbegriff der marxistischen Tradition bedeutete Freiheit von nun an die vollständige Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse und die Beseitigung sämtlicher Formen von Herrschaft.« (Günther Rohrmoser) Im Zuge einer anthropologischen Revolution sollte dem Menschen die unbeschränkte Verfügungsgewalt über sich selbst gegeben werden, was die »Emanzipation von der Ethik« (z.B. die »Pädophilie-Debatte«) einschließt. Daß die Emanzipationsideologie auch in einem unaufhebbaren Widerspruch zum ökologischen Ge-



Beim nebenstehenden Text handelt es sich um die aktualisierte Einleitung der neuesten Studie des Instituts für Staatspolitik: Die Grünen. Die zersetzende Kraft der Emanzipation, *Schnellroda 2013, 46 S., 5 € (Wissenschaftliche Reihe; 23). Sie kann über www.staatspolitik.de bezogen werden.*

danken steht, erschließt sich aus der Tatsache, daß die Befreiung des Menschen auf Kosten der natürlichen Lebenszusammenhänge des Menschen gehen muß. Wer sich auf die Fahnen geschrieben hat, allen alle Bedürfnisse zu erfüllen, hat den Anspruch, grün zu sein, längst aufgegeben.

Das alles sind Forderungen, die nicht mehr ungewohnt klingen, weil sie letztlich als Merkmal einer weltoffenen, multikulturellen Gesellschaft gelten, die von allen im Bundestag vertretenen Parteien angestrebt wird. Daß sich unter dem Stichwort »Emanzipation« noch ganz andere Ziele verfolgen lassen, zeigt hingegen die Vergangenheit der grünen Partei, in der man sich zeitweise nicht zu schade war, für die Legalisierung von Pädophilie und Päderastie einzutreten. So laut im Bundeswahlprogramm die lückenlose Aufklärung der Umstände gefordert wird, unter denen die NSU-Morde möglich waren, so stillschweigend drückt man sich um die eigene Vergangenheitsbewältigung in Sachen Emanzipation als Umstand, unter dem solche Extremforderungen vertretbar schienen.

Die Grünen haben Gesellschaft und Staat nicht mit der Brechstange verändert, sondern flexibel auf die jeweilige Lage reagiert. Das war 1999 bei ihrer Zustimmung zur deutschen Beteiligung am Kosovokrieg der Fall und das wird in Zukunft nicht anders sein, wenn die CDU eine ernsthafte Machtperspektive anzubieten hat.

»Trittst im Morgenrot daher« oder Die Idylle Schweiz

von Volker Mohr

Morgenröte

Heimat sei ein Wort, das es nur in der deutschen Sprache gebe, sagt einer der Protagonisten in Edgar Reiz' filmischer Chronik *Die zweite Heimat*. Die Fachliteratur bestätigt dies, und es wird zur näheren Erläuterung auf das Wort »Heim« verwiesen, dem wiederum die Begriffe »Lager, Dorf, Haus«, aber auch »die Familie« und »die Heirat« zugeordnet sind. Selbst das Adjektiv »geheuer« (zur Hausgemeinschaft gehörig, vertraut) ist auf das Heim bezogen, und wenn man auf einem Plakat drei ernste, bejahrte Männer auf einer Bank sitzen sieht – Männer mit florumrankten schwarzen Hüten, in typischer rot-weiß-schwarzer Appenzellertracht, im Hintergrund die nächtliche Alpsteinlandschaft mit aufgehendem Vollmond und anbei der Text: »Da können Sie lange fragen. Unser Geheimrezept verraten wir nicht.« – dann wird für ein originales, auf Heimatboden hergestelltes Produkt, den Appenzeller Käse, geworben.

Die Schweiz wird von außen als das Land des Luxus', der Reichen, als Land der Uhren, der Folklore, des Bankgeheimnisses etc. wahrgenommen. Vielleicht auch als unabhängiges, souveränes Land. Gerade Unabhängigkeit und Souveränität werden hier seit jeher großgeschrieben. So liegt der Gründung der Schweiz im späten 13. Jahrhundert das Streben nach Freiheit zugrunde. Wir identifizieren uns noch heute mit Wilhelm Tell, der sich gegen den Habsburgervogt Geßler auflehnte und zum Tyrannenmörder wurde. Allerdings ist Tell eine Figur aus der Nordischen Sage, und ins allgemeine Bewußtsein rückte er erst durch Schillers gleichnamiges Theaterstück zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Aber auch hier gilt, daß Mythen nicht historisch belegt werden müssen, ihre Wirksamkeit ist unabhängig von Raum und Zeit.

Heimat wirkt um so stärker, je seßhafter die Menschen sind. Gerade in einer Alpenregion ist Seßhaftigkeit eminent, und so sind es auch heute die Bergtäler, wo Traditionen noch am ehesten gelebt und Heimat empfunden wird. Allerdings ist hier Vorsicht geboten. Der Tourismus, auch wenn er nachhaltig betrieben wird, relativiert das Heimatgefühl, und die Musikantenstadelmentalität wuchert allenthalben wie ein Krebsgeschwür.

Heimat, das heißt auch: von dem leben, was vorgefunden wird, von dem, was man in sich selbst findet. Eine Industrielandschaft wird kaum heimatstiftend sein, und wer sich aus sich selbst vertreiben läßt, verliert zunächst seine innere Heimat. Das bedeutet: Identität bewirkt Heimat. Identität wiederum bedeutet Unterscheidbarkeit und bedingt die Annahme der gesetzten Grenzen.

So, wie das Wort »Heimat« auf den deutschen Sprachraum begrenzt ist, ist der Heimatort auf die Schweiz begrenzt. Wenn man einen Schweizer Paß aufschlägt, findet man anstelle des sonst üblichen Geburtsortes den Heimatort. Es ist jener Ort, aus dem die Vorfahren stammen. Hier ist die Person heimatberechtigt. Die Rechtfertigung des Heimatortes klingt plausibel: Die Geburt kann irgendwo geschehen, das Blut aber, das in den Adern fließt, ist immer das Blut der Familie.

Alpenglühn

Stolz ist die Schweiz auf ihre bewaffnete Neutralität, auf ihre kulturelle Vielfalt, auf den Arbeitsfrieden, den ausgeprägten Föderalismus, auf die direkte Demokratie und ihre Souveränität, auf ihre Schokolade, das Matterhorn und Sportarten wie das Schwingen (eine in der Schweiz beliebte Variante des Ringens, die auf Sägemehl ausgeübt wird) oder das Hornussen (ein zu den Schweizer Nationalsportarten zählendes Schlag- und Fangspiel).

Trotzdem fragte die *Weltwoche* anläßlich des diesjährigen Schweizer Nationalfeiertages Schriftsteller, Politiker, Sportler und Promis: »Was ist heute eigentlich noch schweizerisch?«, und man spürt bereits in dem Wort »noch«, daß wahrscheinlich nicht mehr viel von der typisch schweizerischen Eigenart übrig geblieben ist.

Gab es das überhaupt je, das typisch Schweizerische? Ja, es gab es, vielleicht gerade deshalb, weil die Grundvoraussetzungen für ein eigenständiges Land denkbar schlecht waren. Während andere Staaten, die sich aus verschiedenen kulturellen und sprachlichen Gruppen zusammensetzen, nur durch eine zentralistische Regierung zusammengehalten werden können, setzte die Schweiz auf die direkte Demokratie oder »die Diktatur von unten«, wie die Weltwoche den besagten Artikel überschrieb. Den einzelnen Gebieten wurde vom Kaiser schon früh die Reichsunmittelbarkeit zugestanden. Diese

Gebiete wiederum schlossen sich zu einem Staatenbund zusammen, was letztlich zur Willensnation Schweiz führte. Diese Schweiz hatte sich ständig darauf zu besinnen, daß ein Volk nicht einfach aus einer Summe von Bürgern besteht, sondern aus Individuen, die geistig und real mit ihrem Boden und ihren Werten verwurzelt sind. Das erst schaffte den Mythos Schweiz und machte diese zu einem Sonderfall.

Die Antworten, die die *Weltwoche* erhielt, variierten zwischen geistreich und banal; oft wurden Gemeinplätze genannt. Auf den Punkt brachte es der liberale Alt-Bundesrat Pascal Couchepin. Obwohl er stolz ist auf sein Land, stellte er fest: »Nichts ist typisch schweizerisch.« Für einen Liberalen könnte dies die Erfüllung seiner Wünsche bedeuten. Für eine Willensnation sind solche Wünsche, vor allem, wenn sie zur Tatsache werden, indes äußerst gefährlich.

Wilder Sturm

Der Schutzpatron der Schweiz ist Niklaus von Flüe. Der im 15. Jahrhundert lebende Einsiedler galt als Asket und Mystiker und wurde durch seinen Ratschlag zur Abkehr von der Großmachtpolitik bekannt. »Machet den zun nit zu wit!« (»Macht den Zaun nicht zu weit!«), soll er gesagt haben. An diese Maxime erinnerten sich wohl die Schweizer, als sie am 6. Dezember 1992, entgegen den Empfehlungen von Bundesrat und Parlament, den Beitritt zum EWR ablehnten. Die Regierung war perplex, denn kurz zuvor hatte sie in Brüssel ein Beitragsgesuch zur EU hinterlegt. Was zunächst als Schildbürgerstreich gewertet wurde, erwies sich aber schon bald als wahrer Segen, denn die Schweiz fährt ohne den zentralistischen Brüsseler Koloß wesentlich besser, wenngleich sie in den vergangenen Jahren in vorauseilendem Gehorsam schleichend EU-Recht übernommen hat.



Volker Mohr:
Der Verlust des Ortes,
reihe kaplaken 27,
85 S., 8,50 €
Schnellroda 2011
www.antaios.de

Der Alleingang hat jedoch eine Kehrseite: Das Ausland drängt in die Schweiz. Jährlich steigt die Zahl der Einwohner um etwas mehr als ein Prozent, was allein auf die Zuwanderung zurückzuführen ist. Ein Prozent ist nominell wenig, und wenn es sich dabei um 80000 Personen handelt, ist damit noch immer nicht viel gesagt. Aber von den 26 Kantonen haben acht weniger als 80000 Einwohner, und nur gerade sechs Städte weisen mehr Einwohner auf als die Zahl der jährlichen Zuwanderer. Entscheidend ist jedoch: Man kommt wegen des Wohlstandes in die Schweiz, wegen des Geldes und der hervorragend ausgebauten Sozialsysteme. Für das Land und seine Kultur interessieren sich die wenigsten. Das Resultat ist: Die Bauwirtschaft boomt. Die gewachsene Struktur des Landes wird zusehends verwischt, neue, bebaute Wüsten entstehen. Originales wird zwar geschützt, aber das ist ein Kampf gegen Windmühlen. Es wird eng in der Schweiz. Nicht nur räumlich, sondern auch kulturell. Längst ist vieles, was in diesem Land an Neuem entsteht, nicht mehr original, sondern bestenfalls originell. Das ist zwar eine Folge der Industrialisierung des Lebens, der Globalisierung auch, hinsichtlich der Schweiz ist es aber auch eine Folge der Entmythologisierung. Wo Grenzen aufgehoben werden und aus Traditionen Folklore entsteht, machen sich Beliebigkeit und Eintönigkeit breit.

Ein paar Jahre ist es bereits her, als mir der italienische Nachbar, der kaum ein Wort Deutsch spricht, zu verstehen gab, sein Heimatort sei Hundwil. Ja, ich hatte richtig gehört: Hundwil, jener 975 Einwohner zählende Ort im Kanton Appenzell Ausserrhoden. Noch nie war der Nachbar in diesem Ort gewesen, er wußte nicht einmal, wo dieser genau liegt. Bürger von Hundwil ist er durch Heirat geworden, und die Unkenntnis hinsichtlich seines Bürgerorts teilt er mit manchem Schweizer. Der Heimatort verliert immer mehr an Bedeutung, genauso wie die Heimat an sich. Die Schweiz wird zunehmend zu einem Land, das sich über seine Einwohnerzahl und diverse andere statistische Größen definiert. Aus der Willensnation ist eine Konsumnation geworden, aus dem einstigen Gefüge ein Geflecht. Wenn es allen gut geht, kann man scheinbar leicht auf Heimat verzichten. Aber wenn das Pendel einmal umschlägt und vielleicht sogar Not herrscht, wird man sich an die Heimat erinnern, an den Mythos auch, der diese Heimat trug. Allerdings wird man dann auch erkennen, daß Mythen sich der allgemeinen Machbarkeit entziehen. Was verloren ist, läßt sich nicht ohne weiteres zurückerobern. Vielleicht wird es nachwachsen können, aber gerade das Wachsen ist ein Prozeß, den der Mensch, wenn überhaupt, nur durch seine Bejahung, durch Hege und Pflege, durch Demut und Ehrfurcht auch, fördern kann.

Morgenröte, Alpenglühn und wilder Sturm sind Begriffe aus der Schweizer Nationalhymne. Am 1. August 2012 kündigte die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft einen Wettbewerb an, um den ihrer Meinung nach sperrigen und angejahrten Text des Schweizerpsalms durch einen neuen zu ersetzen. Man darf gespannt sein. Zu vermuten ist jedoch, daß das *Liberté,* das der Hymne jetzt seinen Anstrich gibt, durch ein *Égalité* ersetzt wird. Das wäre dann lediglich ein Nachvollzug dessen, was gesellschaftlich in vollem Gange ist.

Die zweifach verlorene Heimat – Ein Briefwechsel mit Hans Bergel

von Götz Kubitschek

In diesem Sommer, der ein staubtrockener, heißer Sommer war, beendete ich die Lektüre eines dicken Buches: Die Wiederkehr der Wölfe *von Hans Bergel umfaßt siebenhundert Seiten und ist der beste Roman, den ich über das geistige Dilemma gebildeter, nationalbewußter Kreise während des Dritten Reichs kenne. Er beschreibt die Entwicklung eines jungen Mannes, der die (Selbst-)Zerstörung Europas vom Sommer 1940 bis zum Kriegsende 1945 als Angehöriger der deutschen Volksgruppe in Rumänien erlebt – der Schriftsteller Hans Bergel (Jahrgang 1925) ist selbst ein Siebenbürger Sachse, stammt aus Rosenau bei Kronstadt im Karpatenbogen und lebt erst seit 1968 in Deutschland.*

Bergel war einer jener fünf Schriftsteller, die im großen Schauprozeß von 1959 in Kronstadt zu langjährigen Haftstrafen nebst Zwangsarbeit verurteilt wurden. Er hat überlebt, hat den Charakter und die politische Bedeutung des Prozesses in Zusammenarbeit mit Kollegen und Literaturwissenschaftlern aufgearbeitet und vor allem Erzählungen und Romane über diese Zeit veröffentlicht (rezensiert in Sezession *49/August 2012 und 53/April 2013).*

*Auf Bergel gestoßen bin ich über einen Umweg: Der ebenfalls aus Siebenbürgen stammende und noch immer dort lebende Schriftsteller Eginald Schlattner hat in den vergangenen fünfzehn Jahren drei Romane veröffentlicht, von denen der berühmteste (*Rote Handschuhe, *2000) den Kronstädter Schriftsteller-Prozeß aus der Sicht des jungen, unsicheren Kronzeugen schildert. Dieser Kronzeuge war Schlattner selbst, ich besuchte ihn vor zwei Jahren und schrieb danach ein Portrait über diesen ebenso eitlen wie sprachgewandten, großen Erzähler (*Sezession *47/April 2012). Schlattner brach danach den Kontakt ab, weil ich seiner Version nicht gefolgt war, sondern seinen im Roman kaum verhüllten Spott über die verurteilten Schriftsteller mehrfach und sehr kritisch angesprochen hatte.*

Es war dann ein Sezession-*Leser, der Hans Bergel nach einer Lesung in Rastatt dieses Schlattner-Portrait sowie einen Text über eine Wanderung in die Karpaten gab (*Sezession *16/Februar 2007): Hans Bergel reagierte prompt, seither stehen wir im Austausch. In seiner Offenheit überrascht hat mich der ausführliche Brief vom 2. Juli 2012, in dem Bergel von seiner rasch begrabenen Hoffnung auf eine neue Heimat nach seiner Ausreise aus Rumänien im Jahr 1968 schreibt: Jemand mit seinen Erfahrungen und seinem Charakter konnte in der BRD nicht heimisch werden, und die Wende hat an dieser völligen Desillusionierung nichts geändert.*

Insofern ist der im Folgenden veröffentlichte Auszug aus dem Briefwechsel repräsentativ für die tragische Heimatlosigkeit gerade jener, die von ihrem Volk mehr halten als die Zyniker, die es derzeit in den Ruin treiben und dennoch immer wieder gewählt werden.

Gröbenzell, 19.4.2012

Sehr geehrter Herr Kubitschek,
ein junger Mann, dessen Namen ich mir leider nicht merkte, gab mir nach meiner Literaturlesung am 13. d.M. in Rastatt das Heft 47/April der Zeitschrift *Sezession* und die Fotokopie Ihres Textes »Negoi – Eine Wanderung«. Beides las ich mit Vergnügen. Ihr exzellenter »Negoi«-Rückblick weckte Erinnerungen an Wege, die ich oft – und zum Teil unter denkwürdigen Umständen – ging, die Lektüre Ihrer Schilderung der Begegnungen mit Mihai beschwor die Bilder meiner karpatischen Hirtenbegegnungen. Es drängt mich zu einigen – bestätigenden – Zeilen.

Als ich im Spätherbst 1954 als politischer Häftling in einem Transitgefängnis des kom-

munistischen Rumänien aus einer Zelle in eine andere verlegt wurde, fiel mir bei meinen Barfußwanderungen durch den überbelegten Raum ein nahe der Eisentür hockender Mann auf, der mich aufmerksam beobachtete. Den Rükken an die Wand gelehnt, fixierte er mich jedesmal, wenn ich an ihm vorbeiging, mit lebhaftem, ausdrucksvollem Blick. Am dritten Tag bat er mich mit einer Handbewegung, mich neben ihn zu hocken. Ich bekam ungefähr das Folgende zu hören: »Ich heiße Stefanescu, Professor Doktor Stefanescu. Ich sitze seit neun Jahren hinter Gittern und habe noch drei abzusitzen – die Strafe dafür, daß ich vor dem Krieg stellvertretender Botschafter Rumäniens in Paris war … Ich schließe aus Ihrem Namen, daß Sie Deutscher sind. Vielleicht aus Siebenbürgen? … Aha, ich tippte also richtig. Ich gestatte mir, Ihnen einen Rat zu geben: Wenn Sie weiterhin wie ein Löwe im Käfig von morgens bis abends so auf und ab gehen, werden Sie die Jahre im Gefängnis nicht überleben. Das ist, Sie erlauben, typisch deutsch, typisch germanisch: Ungeduldig, dynamisch, jeden Augenblick bereit, dem Gegner an die Gurgel zu fahren. Nein, nein, so überleben Sie das hier nicht! Die geschichtliche Erfahrung meines Volkes lehrte mich etwas anderes: Geduldig und geduckt dahocken, den Kopf einziehen, die Stürme darüber hinweg brausen lassen – und sich erst wieder aufrichten, wenn sie vorbeizogen. So überlebten wir Rumänen viele Jahrhunderte harter Fremdherrschaft, so werden wir auch die Kommunisten überleben. Und das Überleben ist doch das Endziel aller historischen Existenz. Oder? Mit Ihren ruhelosen Wanderungen aber vergeuden Sie Kraft, Sie reiben sich auf, Sie tun das, was unsere Peiniger wollen …«

Das scheint mir, anders formuliert, eben jene Weisheit des Hirten »Mihai« zu sein, der Ihnen die Ballade »Miorita« erläuterte (von der es übrigens ausgezeichnete deutsche Fassungen gibt).

Ich antwortete dem Professor (der die zwölf Kerkerjahre hinter sich brachte und den ich, da wir gute Freunde geworden waren, 1991 in Bukarest besuchte): »Ich sitze zum zweiten Mal im Knast, Herr Professor, wahrscheinlich komme ich auch zum dritten Mal dran. Ich bewundere nicht erst seit gestern die Art des historischen Überdauerns der Rumänen, deren Geschichte ich kenne. Doch ist das nicht meine, wie Sie sagen, ›germanische‹ Art, mit der Geschichte umzugehen. Ich kann nicht anders. Aber ich weiß, daß wir beide, jeder auf seine Art, auch die Kommunistenherrschaft überleben werden.« Der Professor bot mir das Du an. Er starb 1995 in Bukarest als Fünfundneunzigjähriger.

Beigelegt habe ich Ihnen meinen Aufsatz »Literatur und Widerstand. Zur Entstehungsgeschichte der Erzählung ›Fürst und Lautenschläger‹.« Ich wünsche Ihnen Vergnügen und Gewinn bei der Lektüre

mit freundlichem Gruß,
Hans Bergel

Schnellroda, 20.IV.2012

Sehr geehrter Herr Bergel,
Ich danke Ihnen sehr für Ihre Zeilen und die Beilage, die ich heute während einer warmen, sonnigen Stunde im Garten las. Ich schlug dann noch einiges in der Biographie über Sie nach (»Der Mann ohne Vaterland«) und stellte fest, daß es der 20. April war, an dem Sie 1959 verhaftet worden waren. Nun lese ich also auf den Tag 53 Jahre später Ihren Brief und Ihren Text.

Ich bin ja nun erst am Anfang meiner Lektüre Ihrer Werke, konnte *Fürst und Lautenschläger* im Bücherschrank eines Freundes in Hermannstadt entdecken und lesen (vergangenen Sommer), ebenso den ersten Band Ihrer auf drei Teile angelegten, sicherlich stark autobiographischen Geschichte der Familie Hennerth; es ist so, daß ich vielleicht zwei Dutzend Bücher in den bald 30 Jahren ernsthafter Lektüre zu einem unverzichtbaren Kanon zusammengestellt habe (darin etwa Werfels *Musa Dagh,* Jüngers *Abenteuerliches Herz,* Kleppers *Vater,* Bergengruens *Großtyrann,* Langes *Leuchtkugeln*). Dieser Kanon hat magnetische Wirkung, immer wieder zieht es mich zu einem der längst aus- und zerlesenen Bücher, in dem ich dann nach einem bestimmten Kapitel suchen muß, um es mir erneut einzuverleiben. In diesen Kanon habe ich nun von Ihnen den *Tanz in Ketten* aufgenommen. Es sind die Ereignisse an der Kolar-Schlucht und die Schilderungen aus »Fort Nr. 13 Jilava«, die mich erschütterten und mir greifbar wurden als Verdichtungen menschlicher Urszenen.

Allein dafür, für dieses literarische Geschenk, habe ich zu danken, und ich werde mir – wohl auch verknüpft mit weiteren Fahrten nach Siebenbürgen – Ihr Werk nach und nach erschließen: nicht als Germanist, sondern als Leser, denn die Wissenschaft hat mir mehr verstellt als geöffnet.

Ich komme darüber zu einem wesentlichen Punkt, der meine Arbeit und mein Leben betrifft: Ihre »Verdichtungen« sind nicht fläzend und lustvoll-barock (wie etwa die Schlattners), sondern so ernst und existentiell, daß sie auf jemanden wie mich (der das Leben als ernst und in seiner derzeitigen Bedrohtheit existentiell wahrnimmt und zu führen versucht) eine unschätzbar wichtige Wirkung entfalten. Es ist kaum möglich, diese Gesinnungs- und Stimmungslage in einem Brief auf den Punkt zu bringen, daher nur soviel: Bei allem Grauen, aller Härte, allem persönlichen Leid, das Sie für Ihre Unbeugsamkeit und Ihren Freiheitsdrang zu erleiden hatten, hatten Sie dennoch einen sichtbaren Gegner vor sich, einen unzweifelhaft bekämpfenswerten, markierbaren Gegner.

Vielleicht kommt Ihnen mein Wort vom »heute leben müssen« läppisch vor, relativ angesichts dessen, was Sie erdulden mußten: Aber ich sehe die menschliche, männliche, widerständige, mithin auch deutsche Substanz durch die Verrottungstendenzen unserer Zeit ohne sichtbaren Gegner stark bedroht, stärker sogar als durch die auf physische Vernichtung angelegte Zeit,

die Sie durchlitten. Sie schreiben ja zurecht, daß Sie innerlich ab einem bestimmten Punkt nicht mehr erschütterbar, korrumpierbar waren, und ich sehe das absolut genauso: daß die Klarheit der eigenen Lage eine gestaltformende, eine persönlichkeitsmeißelnde Kraft haben kann.

Ich hingegen trete gegen »unsichtbare Gegner« an, gegen ein schleichendes Gift, und manchmal möchte ich meinen Kindern doch einen Feind zeigen können, einen Zerstörer, einen zu Unrecht nach oben gekommenen, nach oben gespülten, ebenso unfähigen wie gefährlichen Mann, dem die Stirn zu bieten aller Ehren wert wäre.

Ich weiß nicht, ob Sie verstehen können, was ich meine, aber Sie begreifen sicherlich, warum mich beispielsweise der von Ihnen geschilderte Partisanen-Kampf gegen die sowjetischen Besatzer so sehr interessiert und fasziniert. Es soll seit etwa einem Jahr einen Spielfilm darüber geben, ich muß ihn irgendwo auftreiben. Ich hätte auch gern einen sichtbaren, einen eindeutigen Gegner.

Es dankt und grüßt
Götz Kubitschek

Gröbenzell, 27.4.2012

Sehr geehrter Herr Kubitschek,
danke für Ihre Postsendung nebst Brief vom 20. d.M.! Da ich morgen für längere Zeit verreise, die Eile dieser Antwort – sie erfolgt nicht in Form eines Briefs, weil dazu keine Zeit ist, sondern mittels der beigelegten Aufsätze (Kopien) und der *Taifun*-Geschichten. Der eine Aufsatz (»›Der weiße Mann‹ …«) ist das kurzgefaßte Ergebnis mehrerer Nordamerikareisen und -aufenthalte, der andere (»Arroganz der Provinz …«) wurde im Zorn geschrieben. Geringfügigkeiten sehe ich heute anders, da ja unterdessen Entwicklungen stattfanden.

Ich wünsche Ihnen schöne Tage,
herzlich,
Hans Bergel

Schnellroda, 12.VI.2012

Sehr geehrter Herr Bergel,
vielleicht sind Sie schon zurückgekehrt von Ihrer Reise, vielleicht noch nicht: Ich möchte mich jedenfalls herzlich bedanken für Ihre Sendung vom 27. April, für die darin enthaltenen beiden Aufsätze und den *Vorabend des Taifuns*. Ich habe die Lektüre beendet, mit besonderer, existentieller Berührung natürlich Ihre Schilderungen aus der Zeit, da Sie als junger Mann Kurierdienste ausführten, Menschenleben retteten, einen Roman auf Fetzen schrieben und wieder verloren und lange Jahre im Gefängnis verbrachten.

Ganz besonders danke ich natürlich für die beiden politischen Aufsätze »Der ›weiße Mann‹ und das Problem seiner Zukunft: die Migration« und die »Anmerkungen zum Buch *Die selbstbewußte Nation*«, dessen Autoren ich fast alle kenne oder kannte. Ich war damals enger Mitarbeiter der Wochenzeitung *Junge Freiheit* und besprach mit anderen jungen Redakteuren und einigen älteren Publizisten, ob es notwendig sei, den Kopf hinzuhalten, oder klüger, Camouflage zu betreiben.

Was für eine Fragestellung! Sie ist einem jungen Offizier (der ich damals war) gar nicht beizubringen: Er lehnt sie von vornherein ab, hört erst beim dritten Mal zu, wirft sich in die Pose des Aufhalters, des Revolutionärs, des Schöpfers einer Gegen-Bewegung, zumal es nicht um Leben und Tod, sondern bloß um ein Mehr oder Weniger an Karriere, sofortigem Verdienst, Einfluß und Parkett-Zutritt ging.

Als mein Blut ein wenig abgekühlt war, im Übergang vom Studium ins Examen, lehnte ich die Fragestellung nicht mehr aus Stolz, sondern aus intellektueller Überheblichkeit ab: Ich war mir sicher, daß ich jedem, wirklich jedem, der mit mir über die Statthaftigkeit meiner weltanschaulichen Parteinahme würde diskutieren wollen, mit den BRD-immanenten Argumenten eine Lektion über die Freiheit des Geistes und der Rede würde erteilen können – und daß wiederum fast jeder die Wirklichkeitsnähe meiner Sicht akzeptieren und zugestehen müßte.

Von dieser Naivität bin ich längst geheilt, der Preis der weltanschaulichen und publizistischen Freiheit ist hoch, aber ich bin mir sicher, daß dies nicht die schlechteste Rolle ist, die man heute übernehmen kann: ein Zeichen zu sein, ein lebendes Experiment für den Grad an Normalität oder alltäglichem Wahnsinn in einem Land, das *ex negativo* immer noch von Hitler geführt wird.

Heute rate ich jungen Männern, die in meiner Zeitschrift schreiben möchten, sich die Folgen einer endgültigen Kontamination mit den Begriffen »konservativ«, »rechts«, »faschistisch« möglichst plastisch auszumalen, und dazu gehört eine Vorstellung von der völligen Marginalisierung des Denk- und Wahrnehmungsmilieus, dem ich angehöre. Die *Selbstbewußte Nation* entstand ja in einer Phase, als für ein paar Jahre die Möglichkeit aufschien, »unseren« Leuten innerhalb der Ullstein-Verlagsgruppe und der Tageszeitung *Die Welt* so etwas wie ein materielles Auffang-Netz zu knüpfen und das persönliche Risiko einer Entscheidung für die »falsche« Seite zu minimieren. Sie wissen, daß dies mißlungen ist: Etliche der Sammelband-Autoren sind gerade noch rechtzeitig in die freie Wirtschaft gesprungen oder haben sich losgesagt, um sich zu retten. Ich bin mir allerdings, nachdem ich über die Jahre doch den ein oder anderen von ihnen ab und an traf, nicht sicher, ob sie sich auf dem Feld, auf das es letztlich ankommt, wirklich gerettet haben.

Es grüßt
Götz Kubitschek

Costermano, 2. Juli 2012

Sehr geehrter Herr Kubitschek,
diese Antwort auf Ihren Brief vom 12. Juni – nebst *Provokation* – schreibe ich mit Verspätung und aus unserem Refugium in Italien, wohin ich wegen dringender und umfangreicher Arbeiten kam. Natürlich öffnen Ihre Feststellungen und Gedanken Schleusen in mir und versetzen mich in die Stimmung, all dem freien Lauf zu lassen, was sich seit meiner Einreise in dies Land, 1968, in mir staute. Ich werde mich zurückhalten, einiges dennoch aber niederschreiben. In Ihrem Bändchen *Provokation,* das Sie mir sandten, strich ich mir zwei Dutzend Formulierungen an. Es könnten auch meine sein, Ihre Erfahrung ist auch meine. Es ist eine Erfahrung, die so schwer ins Gewicht fiel – wozu es freilich einiger Jahrzehnte bedurfte –, daß ich mich heute nur dem Reisepaß oder Personalausweis nach als Deutscher verstehen kann. Der Weg bis zu diesem Punkt ist eine Kette aus Ernüchterung, Fassungslosigkeit, Wut, Ekel, Verachtung und schließlich Selbstisolation. Seit fünfzehn Jahren ziehe ich mich immer wieder hierher zurück – Konsequenz aus der Erkenntnis der Vergeblichkeit: Mir wurde bewußt, daß die Entwicklungen und Erscheinungen, die ich im Blick auf die Deutschen im höchsten Grade für alarmierend halte, historisch angelegt und ergo unaufhaltsam sind. Als Einzelner gegen den Niedergang einer Gesellschaft anzurennen, halte ich für sinnlosen Selbstmord. Ich neige nicht dazu.

Als ich im frühen März 1968 nach (West-) Deutschland kam, hatte ich ein knappes Vierteljahrhundert erbitterten, z.T. tollkühnen Widerstands auf mehreren Ebenen gegen das kommunistische System hinter mir. Ich hatte weder mich noch meine Familie geschont in der Vorstellung, es unserer Lebenswürde schuldig zu sein. Von niemandem in der Familie hatte ich dafür je ein tadelndes Wort gehört. Als ich in München eintraf, rannten kommunistische Losungen brüllende Studentchen mit den Porträtbildern von Mao Tse-tung, Ho Chi Minh, Lenin und Marx durch die Straßen – die Namen jener Männer, in deren »Auftrag« in den Ländern des Ostens, aus denen ich kam, Millionen Menschen umgebracht worden waren und andere Millionen in Gefängnissen und Lagern saßen. Ich versuchte – naiver Simplicissimus –, mit einigen der Schmuddelburschen ins Gespräch zu kommen, um ihnen zu erklären, warum sie die Ersten wären, die nach der Realisierung ihrer Gesellschaftsziele hinter Schloß und Riegel kämen. Ich merkte aber bald, daß sie gar nicht informiert sein wollten, daß ihnen ihr gottserbärmlicher und verantwortungsloser Polit-Jux mehr bedeutete als das Argument der Vernunft.

Nun, ich kenne alle die Theorien zur Erläuterung der Gründe »des Jahres ’68« von Rudi Dutschke über Marcuse und Adorno bis Horkheimer. Sie mögen ihre Richtigkeit haben. Ich weiß es nicht, da ich die realen Voraussetzungen »vor Ort« – in Deutschland – aus eigenem Miterleben nicht erfuhr. Ich weiß aber sehr wohl, warum ich mit ihrer Zielsetzung nicht einverstanden sein durfte: als Reaktion auf die NS-Vergatterung der Väter eine andere Diktatur zu errichten. Ich ging zu Ordinarien, ich ging zum Rektor der Münchner Uni – damals ein Mann aus einem bekannten böhmischen Adelshaus, dessen Name mir im Augenblick entfällt – und bot mich an, mit den verwöhnten Söhnchen und Töchterchen aus gut bis sehr gut gestellten Familien Informationsdiskussionen zu führen; mir fehlten, sagte ich, weder die Argumente noch der Hinweis auf Selbsterfahrenes. Nein, Sie können sich die Ausmaße an studentischem Rowdytum, an fratzenhafter Roheit und an Gewaltpotential der Ablehnung, einen Disput im Namen der Ratio zu führen, nicht ausmalen. Ich hatte im Alter jener Wirtschaftswundersprößlinge jahrelang – von den Interventions-Bataillonen der Securitate gejagt – in Hochgebirgsbiwaks, aufgelassenen Sennhütten, in Höhlen gehaust, hatte sehen müssen, wie Gleichgesinnte – Philosophie-, Theologie-, Medizinstudenten, Bauern, Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Hirten – neben mir auf bestialische Weise abgeschlachtet wurden, ohne ihnen helfen zu können, und sah mich jetzt einer Jugend gegenüber, die jene Toten schallend auslachte und mich in Sprechchören als »Faschist« beschimpfte (*nota bene:* ohne zu wissen, was das eigentlich ist).

1991 hielt ich im Rahmen eines Germanisten-Kongresses an der Uni Graz einen Vortrag »Zensur im kommunistischen Osten, Zensur im freien Westen«. Da ich beide Gesellschaftsformen auch als Buchautor kennengelernt hatte, wußte ich, warum die *conclusio* meiner Ausführung lauten mußte: Die private Zensur bei westlichen Verlagen ist rigoroser, als es die staatliche Zensur in östlichen (kommunistischen) Häusern war. Während wir nämlich alle – auch der Verlagslektor und Verlags-Chef – im Osten wußten, wer unser Gegner war – das staatsideologische Diktat –, begegnete mir die Zensur von privater Hand im Westen ungreifbar: Ihre niederträchtige Geschmeidigkeit, ihr flexibles Verhalten zum Zweck, mich auszutricksen oder »herumzukriegen« (weil mein Skript verlockend gut war), die Unredlichkeit des Ablehnungsarguments – ich erklärte es in meinem Vortrag, der zu allem anderen auch gedruckt erschien und mir in der Folge den entsprechenden Undienst erwies. Hatten die »Jungintellektuellen« von ’68 gesiegt? Ja, sie saßen in den Verlagen, Redaktionen, Gerichten, Schulen etc.

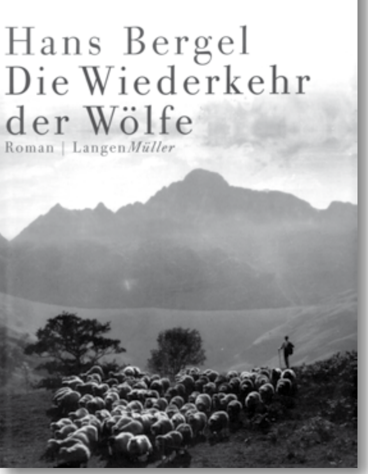
Ich mußte zu dem Ergebnis kommen (was ich allzulange nicht wahrhaben wollte), daß ich in keinem Gesellschaftssystem des vorigen und dieses Jahrhunderts unbelastet und frei würde leben können. Unsere »freie« Gesellschaft ist eine Lüge, bei allen Lorbeeren, die ihr angebliche Kenner umhängen mögen. Es ist auch das Fazit Joachim Fests in der 2006 erschienenen Autobiographie *Ich nicht …* Hält man sich Fests bedachte und abwägende Art vor Augen, ist das ein vernichtendes Urteil. Unsere Autoindustrie kann noch so weltweit führend, unser Gesundheitswesen so vorbildlich in Europa und unsere

Infrastruktur noch so beneidenswert sein – der Wurm sitzt tiefer. Die meisten wissen es. Nichts war mir in meinem Leben widerlicher als überhitzter Nationalismus! Doch für die derzeitige Ruinierung der Grundpositionen, deren eine Gemeinschaft – meinethalben: eine Gesellschaft – für ihre Zukunft bedarf, ist die Maßlosigkeit ideologischer Arroganz verantwortlich.

In diesem Konfliktbereich war die Bundesebene zu groß für mich. Wer war ich schon? Aber ich wollte die Existenz des Kommunismus nicht tatenlos hinnehmen. Ich beobachtete, daß die falsch angelegte Bukarest-Politik meiner in Deutschland lebenden Landsleute hinsichtlich derer in Rumänien der Korrektur bedurfte. Als ich mich 1970 einzugreifen entschloß, leitete mich die Erfahrung, daß kommunistische Repräsentanten nur eines am Gegner schätzten: Härte – Höflichkeit galt ihnen als Grund zum Gelächter. Was mich zum Handeln bewog, waren die Entrechtungen und Enteignungen bis in die ererbten Kulturspezifika hinein, ein menschenrechtlicher Skandal reihte sich an den anderen: Die kleine Ethnie war alldem schutzlos ausgesetzt. Es hätte hundert Gründe für ein entsprechendes Obhutsverhalten der Regierung in Bonn gegeben, doch außer höflichen Anfragen in Bukarest geschah soviel wie nichts. Als ich dann mit meinen Kenntnissen der ganzen Skala kommunistischer Kodizes – vom unterirdischen Kerkerhäftling bis zum hofierten *Poeta laureatus* – im Zeichen der Menschenrechte zugunsten der im Kommunistenstaat bedrohten Ethnie einen ungewohnten Ton Bukarest gegenüber anschlug, fiel die bundesdeutsche Journaille mit dem hierzulande »tödlichen« Vorwurf »Nationalist!« über mich her. In Absprache mit Bukarest?, frage ich mich (wo zur gleichen Zeit eine gewaltige Medienkampagne gegen mich einsetzte) – als ob es sich nicht um gequälte, gedemütigte Menschen, sondern um eine Horde gemeingefährlicher Rabauken gehandelt hätte, bloß weil die Menschen dort in chauvinistischer Umgebung ihr Deutschsein behaupteten. Wäre ich für eine französische, kambodschanische oder indianische Minderheit auf die Barrikaden gegangen, hätte mich dieselbe Journaille mit Jubelorgien gefeiert. Trotz einschlägiger Erfahrungen war ich schockiert. Sind diese Leute pervers oder bezahlt?, fragte ich mich. Nein, sagte ich mir, es sind Deutsche, derlei ist bei keiner anderen Nation denkbar. Ceauşescu wurde in diesem Lager für den »Weihnachtsmann« im kommunistischen Osten gehalten. Daß mich die Geschichte später auf das Genaueste bestätigte, veranlaßte keinen zu einem Wort der Entschuldigung.

Das ereignete sich während der Jahrzehnte 1970/80, es hängt mir bis heute bei den Medien an. Nun kam es aber nach 1989/90 zur Groteske, daß mir in Rumänien ausdrücklich für eben jene beiden Jahrzehnte öffentliche Ehrungen zuteil wurden und gerade jetzt wieder werden. »Für standhafte Bekämpfung der Diktatur auch nach Ihrer Emigration« ist u.a. in der Urkunde vermerkt, die mir bei der Verleihung des Dr. h.c. der Universität Bukarest überreicht wurde. Der Rektor ergänzte: »Sie haben in jenen Jahrzehnten mit Ihren Interviews im Radio ›Free Europe‹ allen Menschen in unserem Land Mut gemacht.« Ich war nahe daran, ihm zu antworten: »O ja, aber gegen den Trend der westlichen Intelligenzija.« Das halte ich für entlarvend.

Ich bin es leid, mir über diese Dinge den Kopf zu zerbrechen, es sei denn, ich entschlösse mich, ein Buch darüber zu schreiben. Doch *cui bono?,* frage ich mich in einer Gesellschaft, die aus ihrer Kulturdefinition die Grundwerte Familie und Kind strich und sich selber damit *ad acta* legt? Stimmt es nicht nachdenklich, daß ich mich in Israel im Kreis deutschsprechender und trotz allem deutscher Kultur anhängender hoch gebildeter Juden offener, freier über unsere Befindlichkeiten äußern kann als unter Deutschen? Aus meiner Korrespondenz mit dem deutsch-hebräischen Lyriker Manfred Winkler geht manches darüber hervor. Nirgendwo in Deutschland erfuhr ich seit meiner Auswanderung ’68 die Hochachtung vor deutscher Kulturleistung, zu der diese gescheiten Juden bereit sind, nirgends diese wache Luzidität der Argumentation wie bei diesen Juden des »Lyris-Kreises«, die mich wiederholte Male mit schierem Entsetzen nach den »Anomalien deutscher Intellektualität« fragten. Meine Reisen nach Israel – die bisher letzte im Herbst v.J. – dienen meiner Regeneration, und ich hörte dort mehr als einmal auch die Frage: Wie lange noch diese »edle« deutsche Selbstkasteiung?, wir glauben sie den Deutschen mittlerweile nicht mehr …



Ich habe in meinen Romanen *Wenn die Adler kommen* (1996) und *Die Wiederkehr der Wölfe* (2006) – Gott sei’s geklagt – mit einigen sakrosankten deutschen Unrichtigkeiten in der Darstellung der Geschichte des 20. Jahrhunderts andeutungsweise aufzuräumen versucht, die längst auf dem ganzen Globus, nur nicht in Deutschland klargestellt wurden – und habe auch dafür bezahlt. Doch das fing schon mit dem Roman *Der Tanz in Ketten* (1. Aufl. ’77) an. Bedeutende deutsche Tageszeitungen lehnten eine Rezension ab, weil – so wurde mir aus erster Hand übermittelt – der Roman linke Tabus dekuvriere (allein die *FAZ,* die damals noch einiges wert war, veröffentlichte eine Besprechung). Dabei schrieb ich alles andere als einen politisch tendenziösen Roman! Ich berichtete erzählend von Fakten, vom Realen. Das mußte ich als der Bote mit der bösen Nachricht bezahlen. Und dieser selbe Roman, den man in der Bundesrepublik als störend empfand – er könnte das gute Verhältnis

zu Ceauşescu beeinträchtigen, er übertreibe die negative Zeichnung, er stifte Unfrieden – wurde knapp dreißig Jahre später von der großen Ana Blandiana, Rumäniens weltberühmter Lyrikerin, als (wörtlich) »der erste, der kenntnisreichste, der bis heute beste Roman über die stalinistische Ära in Rumänien« bezeichnet. Was hilft es ihm? Die Feststellung kommt ein paar Jahrzehnte zu spät – die Journaille von der *Süddeutschen* bis zur *Zeit* verhinderte die öffentliche Kenntnisnahme eines authentischen belletristischen Berichts über ein damals fast zu Tode gequältes Land. Und machte sich damit schuldig.

Gelegentlich drängt sich mir ohne Dazutun auf, ob die über sieben Jahre Gefängnis, dazu die Partisanen-Jahre und der pausenlose verdeckte Widerstand gegen die Diktatur sinnvoll, d.h. der richtige Weg waren. Ich ging – wie viele andere! – diesen Weg in der Vorstellung, ihn meinem Bild von einer freien Welt, die wir im Westen realisiert sahen, schuldig zu sein. Nun, die »freie Welt« der Deutschen machte mir den Irrtum sofort bewußt: Als ich wenige Tage nach meiner Ankunft in München beim Kulturdezernenten der Stadt, Dr. Herbert Hohenemser, mit der Bitte vorstellig wurde, mir eventuell bei einer Arbeitssuche behilflich zu sein, und ihm wunschgemäß einen Zwei-Minuten-Abriß meines Lebens vorgetragen hatte – wobei ich die Knastjahre wegen antikommunistischer Aktivitäten nicht umging –, wurde ich kühl angeschaut und mußte von dem Herren hören: Das verstünde er nicht – er selber sympathisiere »mit dem kommunistischen Gedankengut«. Ich sah mich zurückversetzt in ein Verhör bei der Securitate, als mir ein Generalmajor den steinreichen, in der Schweiz lebenden Charlie Chaplin und den in Ost-Berlin lebenden Bert Brecht als Beispiele »hoher fortschrittlicher Intellektualität« unter die Nase rieb, um mir meine »falsche politische Einstellung« deutlich zu machen.

Der von Ihnen verehrte Dr. Armin Mohler, dessen *Konservative Revolution* mir ehemals von einem Bekannten nach Rumänien gebracht worden war, schrieb 1977 nach dem Erscheinen meines Romans *Der Tanz in Ketten* in *Criticón:* »Wäre der Roman *Der Tanz in Ketten* von einem Exilrussen geschrieben worden, er hätte seinen Autor in Deutschland berühmt gemacht – Bergels Pech ist es, ein Deutscher zu sein.« Ich blieb dem mutigen und unbeirrbaren Mann, der mir zum ersten öffentlichen Auftritt in Deutschland verhalf (Siemens-Stiftung: »Südosteuropa als politisches Rätsel«), bis zu seinem Tod verbunden, wenn auch dank seiner Nervenerkrankung zuletzt ohne Kommunikation. Ich schäme mich für den Umgang unserer tonangebenden Intellektuellen mit ihm: Ihr unmündiger und verwirrter Orientierungsbegriff ließ sie auch schon zu Hitler-Zeiten auf der falschen Seite stehen. – Genug davon! Ruhe und Muße in meiner Costermano-Einsamkeit verleiteten mich zu allzubreiter Auslassung; sehen Sie es mir nach.

Beste Wünsche und Grüße,
Hans Bergel

Schnellroda, 22.X.2012

Sehr geehrter Herr Bergel,
ich antworte sehr spät auf Ihren ausführlichen und für mich sehr wichtigen Brief vom 2. Juli, dessen Intensität und Offenheit mich ehrt. Ich reagierte nicht gleich, da Sie in Ihrem südlichen Refugium nicht erreichbar seien, wie Sie schrieben. Vielleicht sind Sie nun schon aus Italien zurückgekehrt oder sogar schon wieder dort, den November meidend, der zumindest in Sachsen-Anhalt einer der minder schönen Monate ist. Jedenfalls hoffe ich, daß mein Brief Sie bald erreicht.

Es hat mich erschüttert, daß jemand wie Sie (der als Deutscher im Ausland unsäglich litt) nach vier Jahrzehnten im Kernland nur noch qua Paß sich als Deutscher begreift und den Rückzug in eine Art »inneres Reich« angetreten hat. Das Seltsame ist, daß mich Ihr Bericht von all Ihrem Ekel und Ihrer Fassungslosigkeit über die Zustände in unserem Land erschütterte, obwohl ich solch ein Bekenntnis ahnte. Denn es ist eher so, daß ich die Naivität oder die Blindheit, die Lebenslüge oder die Angst nicht begreifen kann, mit der so viele unserer Landsleute sich um einen klaren Blick auf die deutsche Lage bringen. Im intellektuellen Milieu tritt nicht selten neben die Lebenslüge eine klarsichtige, böse Absicht, gespeist aus einer Art kulturellem Selbsthaß, der sich als Wunsch nach flächendeckender Identitätszerstörung äußert.

Die »Schere im Kopf«, die in der »offenen Gesellschaft« nicht als solche erkannt wird, ist jedenfalls ein normierendes Moment erster Güte. Selbstzensur, Folgenabwägung, Sprachtarnung und der Automatismus der Schweigespirale (die Noelle-Neumann beschrieb) sind die Folgen der Anwesenheit eines Auges, das jeder selbst auf sich ruhen läßt. Wir selbst übernehmen die Arbeit des »Amtes«, die unfreiwillig-freiwillige Überwachung qua *facebook* undsoweiter leistet weiteres, und ganz zuletzt (das setzte vielleicht vor zehn bis zwölf Jahren so richtig ein) ist die anonyme Denunziation in den Rang einer Pfandfindertugend erhoben worden: aufpassen, beobachten, melden – so eine Art Wildhüterjob, ein Waldbrandfrühwarnsystem. Einer der besten Autoren meines Verlags hat das beinahe paranoide Gefühl der Unfreiheit unseren »Kampf gegen unsichtbare Gegner« genannt – er ist mit dieser Deutung viel weiter vorgestoßen, als das jede Extremisten-Definition des Verfassungsschutzes je vermöchte.

Ein Wort noch zu Mohler, von dessen Rolle in Ihrem Leben ich freudig las: Ich war sein letzter Verleger, hielt seine Grabrede und telefoniere ab und an mit seiner Frau, die in Ottobrunn in einem Altersheim lebt. Ich lege Ihnen die Biographie bei, die in meinem Verlag erschien, vielleicht haben Sie Muße und können einen Blick hineinwerfen.

Gruß aus Schnellroda,
Götz Kubitschek

Metapolitische Unterweisung (III)

von Manfred Kleine-Hartlage

Karlheinz Weißmann hat in der *Sezession* Nr. 55 unter dem programmatischen Titel »Geduld!« die »Lage und Möglichkeiten der intellektuellen Rechten« analysiert: Da die Rechte marginalisiert und das Bekenntnis zu ihr vielfach mit Nachteilen verbunden sei, sei sie auf einen harten Kern zusammengeschmolzen, dem außer der Resignation und dem Rückzug in eine Art innerer Emigration nur zwei Optionen blieben:
1. »Akzeleration, also Beschleunigung der Prozesse in dem Sinn, daß die bisher eingenommene Stellung verschärft und nach radikaleren Lösungswegen gesucht wird,«
2. »Konzeption, das heißt Aufrechterhaltung der Grundposition und deren Fortentwicklung bei dauernder Kritik und Korrektur der getroffenen Vorannahmen in der Erwartung, künftig doch zum Zug zu kommen.«

Charakteristisch für Strategien der Akzeleration seien die Unklarheit der Alternativentwürfe, die Neigung zur »Systemopposition«, die Geringschätzung fester Organisationsformen und der damit verbundenen Disziplin zugunsten diffuser »Bewegungen«, die Überschätzung der Bedeutung jugendlichen Engagements, die Vernachlässigung der gesellschaftlichen Mitte zugunsten des »Kreis[es] der Unbedingten« und ein Voluntarismus, der »der Einsatzbereitschaft und der Willensanstrengung seiner Minderheit fast alles« zutraue.

Weißmann lehnt diesen Weg ab und favorisiert die »Konzeption«, was im metapolitischen Bereich bedeute, die theoretischen Grundlagen zu vertiefen, um eine geschlossene ideologische Alternative zu entwickeln und diese über die vorhandenen publizistischen und wissenschaftlichen Plattformen der Rechten in den öffentlichen Diskurs einzuspeisen. Auf dem im engeren Sinne politischen Feld dagegen sei die Konzeption der AfD, die auf die Mobilisierung der Mitte abziele, die einzig realistische Strategie. Ob diese Konzeption tatsächlich zu einem Umschwung beitragen werde, sei vor allem »das Ergebnis des Handelns und Unterlassens der Mächtigen, mithin [der] politischen und ideologischen Gegner«. Deswegen müsse man sich in Geduld fassen und auf deren Fehler warten, um Gehör zu finden.

Solche Fehler der Mächtigen sind in der Tat zu erwarten, allein schon wegen ihrer ideologischen Verblendung. Die daraus sich ergebenden Chancen wird man aber nur dann nutzen können, wenn die ideologische Alternative nicht nur als theoretisches Konzept existiert, sondern möglichst breiten Kreisen tatsächlich als Deutungsmuster geläufig ist. Dies bedarf der metapolitischen Vorarbeit, und ich stimme mit Weißmann darin überein, daß das Feld der intellektuellen Rechten eben diese Metapolitik ist. Ich glaube aber, daß seine Argumente der komplexen Topographie des metapolitischen Schlachtfeldes nicht gerecht werden:

Zum einen beschränkt er den Bereich der Metapolitik auf die theoretische Arbeit und die Verbreitung von deren Ergebnissen über spezifisch rechte Plattformen. So wichtig dies ist: Es ist nur für wenige Dutzend Intellektuelle praktikabel. Die Beschränkung auf diese Option würde mithin alle anderen Anhänger der Rechten darauf verweisen, den intellektuellen Vorturnern zu applaudieren und im übrigen die Hände in den Schoß zu legen. Eine Pluralität metapolitischer Kommunikationsformen würde dagegen gerade nicht, wie Weißmann befürchtet, »sinnlos Kräfte binden«, sondern vielmehr Kräfte entfesseln, die sonst brachliegen müßten. Des weiteren wird die ideologische Alternative nur dann politisch mächtig sein, wenn sie nicht nur in den Köpfen vieler einzelner Menschen (etwa der Leser der *Jungen Freiheit*) existiert, sondern in Gestalt von Milieus sozial objektiviert ist, innerhalb derer sie ganz selbstverständlich die Basis des politischen Diskurses bildet.

Ich verwende das Wort »Milieu« bewußt im Plural: Eine ideologische Alternative hätte nur wenig Ausstrahlung, solange sie ausschließlich vom traditionellen rechtskonservativen Milieu akzeptiert würde, denn dessen soziales Einzugsgebiet ist nicht besonders groß. Ein politisch und soziologisch heterogenes Konglomerat von oppositionellen (Sub-)Milieus, die in ihre jeweilige Umgebung ausstrahlen und dabei miteinander vernetzt sind, hätte eine weitaus größere Reichweite. Mit der Heterogenität des oppositionellen Spektrums wächst die Anzahl der Andockmöglichkeiten für Menschen, die sich aus den Fesseln der herrschenden Ideologie herauszuwinden beginnen. Menschen wechseln nämlich nicht ihr soziales Umfeld, nur weil sie ihre politische Meinung ändern. Es ist umgekehrt:



Feindbild irgendwie klar – linke WG, Hamburg 1970

Sie ändern ihre Meinung normalerweise frühestens dann, wenn die alternative Meinung in ihrem Milieu tatsächlich von sogenannten Meinungsführern vertreten wird.

Es kann – und darf – daher gar nicht die alleinseligmachende Form metapolitischer Kommunikation der Rechten geben, wie Weißmanns Argumentation unausgesprochen voraussetzt: Wir müssen uns vielmehr in ebensovielen Sprachen, Stilen und Aktionsformen äußern, wie es Milieus gibt, die sich davon angezogen fühlen können. Aktionen im APO-Stil werden die meisten Leser der *Sezession* wenig begeistern, können aber durchaus Widerhall bei Menschen finden, die die *Sezession* nicht (oder erst dann und deswegen) lesen. Daß weder Weißmann noch ich uns Masken überstreifen werden, um mit dem Ghettoblaster auf der Schulter tanzend in linke Veranstaltungen zu stürmen, bedeutet durchaus nicht, daß es nicht sinnvoll sein könnte, wenn andere es tun.

An dieser Stelle kommt der Begriff der »Bewegung« ins Spiel. Dieser bezeichnet keineswegs eine disziplinlose und daher minderwertige Vor- oder Verfallsform politischer Organisation, sondern das System der Beziehungen zwischen solchen Organisationen und zu ihren Sympathisanten. Eine solche, und zwar äußerst heterogene, Bewegung war die Neue Linke. Sie folgte scheinbar keiner gemeinsamen Linie, aber innerhalb ihrer einzelnen Organisationen gab es sehr wohl eine zum Teil sogar rigide Disziplin. Was die Linke als Bewegung zu kollektivem Handeln befähigte, war nicht Disziplin, nicht die Bezugnahme auf ein »Manual«, nicht die Unterordnung unter eine »Linie«, sondern ein anderer Faktor, den der damalige Vorsitzende der Jungsozialisten, Klaus-Uwe Benneter, 1977 auf die Formel brachte, die Unionsparteien seien die Parteien des Klassenfeindes, die Kommunisten aber nur politische Gegner (Klaus-Uwe Benneter im Interview mit *konkret,* zit. n. *Die Zeit* Nr. 19/1977 vom 6.5.1977).

Die Jusos leiteten also aus ihrer marxistischen Ideologie eine Feindbestimmung ab und machten ihr Verhältnis zu allen anderen Gruppen von deren jeweiliger Stellung diesem Feind gegenüber abhängig. Was der Linken ihre kollektive Durchschlagskraft verlieh, war eben diese Feindbestimmung, die nicht von allen linken Gruppen so explizit formuliert, aber unausgesprochen von allen geteilt wurde. Wer sie nicht geteilt oder gar gewagt hätte, andere Genossen in der Sprache des Gegners und auf der Grundlage von dessen Ideologie zu kritisieren, wäre innerhalb der Bewegung nicht mehr akzeptiert worden. Die Linken waren einander spinnefeind; im Konflikt mit der nichtlinken Außenwelt war aber jedem klar, wer »wir« und wer »sie« waren.

Diese Geschlossenheit fehlt der Rechten, weil die rhetorisch geforderte Feindbestimmung faktisch unterbleibt. Erst recht ist sie nicht, wie bei den Siebzigerjahre-Linken, als Selbstverständlichkeit verinnerlicht. Daß die Feindbestimmung überhaupt Gegenstand von Theoriedebatten sein kann (und oft genug nicht einmal dies ist), zeigt an, wie wenig konfliktfähig die Rechte nicht erst aufgrund ihrer zahlenmäßigen Schwäche, sondern bereits wegen ihrer inneren Verfaßtheit ist. Im Kern scheitert die Akzeptanz einer Feindbestimmung daran, daß als Feind ein heterogenes Machtkartell benannt werden müßte, dem ziemlich viele Angehörige der gesellschaftlichen Eliten zuzurechnen sind. Das daraus abzuleitende Ziel bestünde in deren Entmachtung, das entsprechende Selbstverständnis wäre das von Revolutionären – für Konservative, die das Gros des rechtsoppositionellen Spektrums ausmachen, eine Unmöglichkeit! Dies aber nicht etwa deshalb, weil ein revolutionäres Selbstverständnis zwangsläufig »systemoppositionell« sein müßte (dies ist so nicht der Fall), sondern weil die politische Mentalität des Konservativen es a priori ausschließt, den Sturz einer herrschenden Klasse als erstrebenswert zu betrachten.

Eine kurze Zwischenbemerkung zu dem Wort »Systemopposition«, das seit einiger Zeit immer wieder auftaucht und vorzugsweise polemisch gegen die (vermeintlichen) Verfechter einer solchen Konzeption gewendet wird: Sofern mit dem »System« die verfassungsmäßige Rechtsordnung der BRD gemeint ist, ist es nicht zulässig, die Opposition gegen ein Machtkartell, das die Grundlagen eben dieser Ordnung beseitigt und in diesem Sinn ein Kartell von Verfassungsfeinden ist, »Systemopposition« zu nennen. Es wäre sachlich falsch und politisch geradezu eine Dummheit, auf diesem Umweg der Politik der Herrschenden eine Legitimität und materielle Legalität zuzugestehen, derer sie selbst sich längst begeben haben. Die Frage nach einer Systemalternative stellt sich frühestens dann, wenn die Herrschenden den kalten Bürgerkrieg von oben bis zur Errichtung einer blanken Diktatur verschärfen; wenn sie also das verfassungsmäßige »System«, das auf den miteinander verflochtenen Prinzipien von Nationalstaat, Demokratie, Rechtsstaat und Liberalität beruht, so weit zerstören, daß eine Rückkehr zu ihm objektiv unmöglich wäre.

Nicht der geringste Vorteil der oben nur angedeuteten Feindbestimmung ist, daß sie mit der eines wachsenden Teils der linksoppositionellen Szene übereinstimmt, der – etwa in Gestalt von Jürgen Elsässers *Compact* – nicht unbedeutende publizistische Positionen innehat und dabei bemerkenswert wenige Berührungsängste gegenüber der Rechten zeigt. Dort spricht sich herum, daß die Zerstörung von Staat, Recht, Volk, Familie und Religion zugleich das in diesen Strukturen enthaltene machtbegrenzende und insofern emanzipatorische Element zerstört und das Feld für einen ungehemmten globalen Kapitalismus und die Herrschaft der ihn dirigierenden Geldmachteliten planiert. Die Politik der herrschenden Eliten selbst sorgt dafür, daß die Wirklichkeitsbeschreibung der Rechten mit der dieses Teils der Linken konvergiert, und daß die Kritik an dieser Politik auf der Basis dieser Diagnose sowohl in den rechten Begriffen von Identität und Ordnung wie in den emanzipatorischen Begriffen der Linken geübt werden kann.

Die Feindbestimmung schafft also die Voraussetzungen für die Entstehung einer oppositionellen Szene oder auch Bewegung, die nicht auf die politische Rechte beschränkt ist, aber deren ideologische Positionen anschlußfähig für Kreise macht, die bisher außerhalb ihrer Reichweite lagen. Dies wäre zugleich die notwendige (wenn auch nicht hinreichende) Voraussetzung dafür, die politische Klasse durch eine Zangenbewegung von rechts und links zu Konzessionen zu zwingen, während bisher sogar erfolgreiche Rechtsparteien wie die FPÖ, auf sich allein gestellt, es nicht vermocht haben, den Marsch in die Zerstörung der europäischen Zivilisation zu bremsen.

Damit die Feindbestimmung aber politisch wirksam werden kann, muß sie kommuniziert werden, und dasselbe gilt für die ideologische Alternative, auf der sie beruht, und insbesondere deren polemischen Gehalt, also die Negation der etablierten Metaideologie. Diese Art von metapolitischer Kommunikation kann auch durch die Politik geleistet werden, wie etwa die Grünen in den achtziger Jahren bewiesen haben. Wenn Weißmann darauf hinweist, daß deren Erfolge vor allem ihrer realpolitischen Selbstdisziplinierung zuzuschreiben seien, so läßt er die Geschichte der Grünen gleichsam erst Ende der achtziger Jahre beginnen und unterschätzt, wie sehr ihre vorherige radikale Rhetorik dazu beigetragen hat, sie überhaupt erst in die Position zu bringen, in der es darüber nachzudenken galt, wie man einen Staat regiere. Die gesamte Neue Linke – einschließlich ihrer nominell »staatstragenden« Teile, etwa der Jusos – hat während der siebziger und achtziger Jahre radikale ideologische Alternativen formuliert und die schlechte Presse, die sie sich damit einhandelte, stoisch in Kauf genommen. Wer metapolitisch wirken will – dies ist die Lehre aus ihrem Erfolg –, muß die Parteipolitik der Metapolitik unterordnen und darf deshalb gerade nicht darauf aus sein, schon zu Beginn den kleinsten gemeinsamen Nenner mit der »Mitte« zu suchen.

Wer es trotzdem versucht, zieht mit seinem leisetreterischen Stil die dazu passende Klientel an, während der militante Stil der Linken Menschen anziehen mußte, die für etwas kämpfen wollten. Die Geschichte nicht nur der Neuen Linken lehrt, daß ein grundlegender geistig-politischer Umschwung nur von Bewegungen herbeigeführt werden kann, die sich auf einen harten Kern von einigen tausend Unbeugsamen stützen, die ihre radikale Position durch nichts und niemanden kompromittieren lassen, schon gar nicht durch das bauernschlaue Kalkül von Parteitaktikern. Wer aber Unbeugsame anziehen will, darf sich selbst nicht verbiegen.

Vor dem Bücherschrank II – Heimatliteratur als Politikum

von Günter Scholdt

»Odysseus, Dulder, viel umhergetrieben
und weiter von der Heimat stets entrückt,
hast du dir auch ein Trostgedicht geschrieben,
hat dich die Sehnsucht allzusehr bedrückt?«
(Max Hermann-Neiße: Odysseus 1939*)*

»Also ich fände es eine frivole Vorstellung, daß
der Verfassungsschutz jetzt mitliest. Für mich
als alten Ostler hat das was Anheimelndes:
Heimat ist, wo du bespitzelt wirst.«
(Michael Klonovsky: JF *21.10.2006)*

Vergessen Sie fast alles von dem, was Sie möglicherweise einmal Despektierliches über Heimatliteratur vernommen haben! Ist doch ein Großteil davon ideologisch kontaminiert durch Belletristik-Priester, die dem lesenden Fußvolk seit einem halben Jahrhundert einen wenig bekömmlichen »Aufklärungs«-Trank vorsetzen. Danach biete das Genre vorwiegend anspruchslose, konservativ-nostalgische Stereotypenliteratur eines reflexionslosen Landlobs oder transportiert sozialharmonische Klischees von einst. Es zeige provinzielle Beschränkung, statt weltinteressierter Offenheit und eine politisch gefährliche Rückständigkeit – trage es doch die Erblast der »Heimatkunst« um 1900, bestimmt von gegenmoderner, antinaturalistischer, zuweilen auch antifranzösischer oder antisemitischer Programmatik, oder der Blut- und Boden-Dichtung im Dritten Reich. Beide seien durch fortschrittsfeindliche Tendenzen charakterisiert – ein »Kulturpessimismus«, der nach Fritz Stern »politische Gefahr« birgt.

Ideologiekritisch so gewappnet, gelang es einflußreichen Zeitgeist-Germanisten, das Heimat-Genre ästhetisch quasi zu beerdigen. Qualität zeige sich fast nur noch dort, wo seit den 1970ern eine sogenannte »Neue Heimatliteratur« bzw. »Anti-Heimatliteratur« entstand. Sie kennzeichnet thematisch die Dominanz dumpfer Vorurteile, patriarchalischer Strukturen, unterdrückter, sich brutal entladender Sexualität, Anti-Intellektualismus und Bigotterie. Geschildert wird eine Art Kriminalitätstopographie und Atmosphäre, der man (gemäß Norbert Mecklenburg) am besten per »detektivischer Heimatkunde« gerecht wird. Besitzt doch den Segen unserer Literaturpäpste meist nur, wer mal wieder gängige Vorstellungen über die hinterwäldlerisch-faschistoide Provinz bedient.

Als Replik nur soviel: Ja, es gibt nicht wenige lokalpatriotische Trivialprodukte, wonach nur hier die Berge und Seen so schön, die Wiesen so grün, die Würste so schmackhaft oder die Mädels so hübsch seien. Doch es verbietet sich, einen kompletten Literaturtyp für seine kommerziell-folkloristischen Entartungen haften zu lassen. Der Liebesroman etwa, den es ja auch in unzähligen kitschigen Ausprägungen, Heftchenformaten und Filmserien gibt, ist deswegen nicht plötzlich als Ganzes desavouiert. Und ein filmisches Kunstwerk wie Kubricks *Odyssee im Weltraum* sollte man nicht mit jeder unambitionierten Science-Fiction-Folge in einen Topf werfen.

Auch bedarf die angeblich heftige NS-Infektion von Heimatliteratur erheblicher Relativierung. Denn wo selbstgenügsame Abschottung und Suche nach einer begrenzten heilen Welt gediehen, wuchsen kaum Legitimationen für den total politisierten Staat. Auch behindert ein veralteter Forschungsstand die Einsicht, daß sich innerste Zirkel der NS-Kulturpolitik bereits früh von der Agrarnostalgie abwandten zugunsten der Großstadt und industrieller Landschaften. Und daß andererseits selbst ein Hardliner der Heimatkunst wie Adolf Bartels niemals einen gänzlich antistädtischen Kurs vertrat. Auch Berlin könne, beispielsweise von Wilhelm Raabe gezeichnet, seinen Genius loci haben, schrieb er. Denn was man vor allem verabscheute, war die Gesichtslosigkeit großer Menschenansammlungen, die kein rechtes Zusammengehörigkeits- und Vertrautheitsgefühl mehr zuließ. Und was noch wichtiger sein dürfte: Heimat als emotionaler Raum ist nur manchmal identisch mit der Nation. Ebenso typisch für Heimatliteratur sind Differenzgefühle, das Empfinden einer besonderen schicksalhaften Lage, vor allem in mehrsprachigen Grenzgebieten.

Eine weitere Generalisierung suggeriert, Heimatliteratur favorisiere sozialharmonische Klischees von gestern, was höchstens für Autoren minderen Rangs gilt. Ein Knut Hamsun etwa kannte seine Bauern und verzuckerte ihre Schilderung gewiß nicht. Andererseits wirkt sich der Kontrast von damals und heute, von Überliefertem und sogenanntem Fortschritt in manchen Fällen so drastisch aus, daß sich zumindest für eine Generation der Eindruck von Abstieg geradezu aufdrängt. Man denke etwa an soziale

Verwerfungen durch neue Wirtschaftspraktiken (exemplarisch: Wilhelm von Polenz' *Der Büttnerbauer*) oder Vertriebenen-Literatur.

Sodann hat jeder Fortschritt etwas Janusköpfiges. Und wenn »Kulturpessimismus politische Gefahr« bedingt, vertritt als Kontrast Zivilisationsoptimismus gewiß kein harmloses Projekt. Die Moderne hat ihren Preis, den nicht wenige Verlierer zahlen. Und was jene Kultursnobs betrifft, deren aggressive Weltläufigkeit sich allzu forsch gegenüber dem Zuhause artikuliert, denke man an den gereiften Fontane (»Heimat«) oder Gottfried Benn:

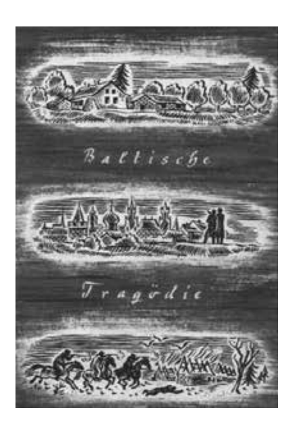
> »Meinen Sie Zürich zum Beispiel
> sei eine tiefere Stadt,
> wo man Wunder und Weihen
> immer als Inhalt hat?
>
> Meinen Sie aus Habana,
> weiß und hibiskusrot,
> bräche ein ewiges Manna
> für Ihre Wüstennot?«

Entscheidend für die Debatte waren ohnehin stets außerwissenschaftliche Motive. Und so trifft, wie bereits dargelegt, die Kritik am Thema »Heimat« ja nicht diese schlechthin, sondern nur die mit Sympathie gezeichnete. Eine pathogene, tendenziell faschistoide Provinz läuft immer noch auf den Buchmärkten Nachkriegsdeutschlands, wird sogar preisgekrönt und international nachgefragt. Das galt bereits von Günter Grass' Danzig-Trilogie und Martin Sperrs *Jagdszenen in Niederbayern* über Bölls *Ende einer Dienstfahrt* und Siegfried Lenz' *Heimatmuseum* bis zu Thomas Bernhards oder Elfriede Jelineks Österreich-Tiraden. Das sogenannte Literaturwunder dieses Landes gründet zu einem Gutteil ja auf jener herbeisubventionierten Anti-Heimatliteratur, deren Quintessenz darin beruht, daß die Bevölkerung schon immer für politisch Böses anfällig gewesen sei.

Und der Trend geht weiter, von Anna Wimschneiders *Herbstmilch* über Andrea Maria Schenkels *Tannöd* bis Andreas Maiers *Onkel J. Heimatkunde*. Zwar behandeln so manche dieser sogenannten Heimatromane oder -krimis, die bezeichnenderweise schnellstens verfilmt wurden, erschütternd gestaltete Schicksale in ländlichem Dunkel. Aber die Häufigkeit solcher Veröffentlichungen und manche gewinnträchtige Spekulation auf Kritiker-Beifall beeinträchtigen die Freude an dergleichen Konjunktur.

Die angeblich weltweite, in Wirklichkeit nur Deutschland-fixierte Perspektive unserer Germanistik ist übrigens insofern selbst provinziell, als sie ignoriert, wie sehr literarischer Heimatbezug ein internationales Phänomen ist. Niemand außerhalb Deutschlands käme auf die Idee, die liebevollen Provence-Charaktere bedeutender französischer Regionalisten wie Marcel Pagnol oder Alphonse Daudet als politisch gefährlich zu brandmarken oder gar Dany Boons Film *Willkommen bei den Sch'tis*. Guareschis *Don Camillo und Peppone* war ein internationaler Hit. Und selbst John Waynes Western wurde noch nicht als Einstiegsdroge zu einem US-Totalitarismus entdeckt. Von García Márquez' skurrilen Provinzszenen und -figuren ganz zu schweigen.

Wir stehen also vor dem Paradox, daß sich Kritiker, was sie hierzulande verwerfen, per Übersetzungen andernorts zurückholen. Denn ausländische *Carmina Burana* werden durchaus geschätzt. An so manchen Intellektuellen-Autos kleben Schilder, die von Bretonen-, Irland- oder Kelten-Philie zeugen. Kein deutsches Heimatlied, aber Country und Johnny Cash, kein deutscher Heimatfilm, aber viele der Provinzverächter waren durch *Bonanza* und dergleichen sozialisiert worden. Bezeichnenderweise kümmert man sich um die regionale Identität von Papua-Neuguinea, möchte Kubas morbiden Tourismus-Charme erhalten, und Neuseeland ist auf Buchmessen der Renner. Der dort geborene Musiker Hayden Chisholm allerdings wunderte sich bei Aufnahmen zu seinem Film mit dem bezeichnenden Titel *Sound of Heimat:* »daß viele Deutsche tatsächlich ein Problem mit ihrer [Volks-]Musik haben, ja, daß sie manchen sogar peinlich ist. Das ist etwas besonderes, denn ich kenne kein anderes Land, wo das auch so ist. Und ich habe mich gefragt, wie kommt das? Wieso bekommen dieselben Deutschen, die feuchte Augen haben, wenn ein alter Indio zum hundertsten Mal ›El cóndor pasa‹ in seine Panflöte bläst, gleich Pickel, wenn man sie auf die Melodien ihrer Heimat anspricht« (*JF* 19.7.13).





Spätestens hier sollten wir erkannt haben, daß es eigentlich niemals um Ästhetik ging, sondern ständig um Politik. Und die Unschuldsvermutung der Aggression gegenüber dem Komplex Heimat verfliegt, wenn man sieht, in welchem Rahmen, um nicht zu sagen: Masterplan, das Ganze geschieht. Da wird ein Heino unter Faschismus-Verdacht gestellt, weil er haselnußbraune Mädels feiert oder den Enzian blau blühen läßt. Da geht es kollektiv dem deutschen Schlager an den Kragen, nicht weil er allzu oft läppische Texte produziert, was weltweit die Regel ist, sondern den Meinungsführern die ganze deutschsprachige Richtung nicht paßt, während Tom Jones ungerügt sein »I wanna go home« singen und das »green, green grass of home« feiern darf. (Die wenigen sozusagen »genehmigten« Erfolge von Deutsch-Rock oder -Rap, die

zumindest von ihrer Botschaft her konvenieren, bestätigen eher die Regel.) Da wird *Ferien auf dem Immenhof* als unstatthafter Beleg einer verdrängenden deutschen Innerlichkeit kritisiert oder die für den Echo-Preis nominierte Rockband »Frei.Wild« wegen angeblichen Rechtsradikalismus ausgeladen, weil sie Sprache, Brauchtum und Glaube als Heimatwerte verteidigt. In allem spiegelt sich eine beispiellose Arroganz von Erziehern und Umerziehern, deren Weltläufigkeitsrausch weitgehend darauf hinausläuft, den deutschen Status einer Halbkolonie kulturell zu unterfüttern und sich am Austilgen eines literarischen Erbes zu beteiligen.

Und das hat seit 1945 Tradition. Architektonisch brachten uns »Lehrmeister« wie Le Corbusier und ein revitalisiertes Bauhaus auf Vor-





dermann als Kontrast zur vermeintlich politisch verhängnisvollen Butzenscheiben-Romantik. Literarisch setzte man zunehmend auf engagierte Textmuster der Weimarer Republik und verwies als erstes die Vertreter der Inneren Emigration in die zweite Reihe, denen man zusätzlich mangelnde NS-Resistenz vorhielt. Mittlerweile sind dadurch selbst bedeutende Dichter wie Wiechert, Bergengruen, Britting oder Lange fast nurmehr Spezialisten bekannt.

Der flächendeckende Erfolg dieser Kulturstrategie ist nicht zuletzt deshalb gegeben, weil die politische Marschrichtung engstens mit der ökonomischen verschränkt ist. Denn mit der Kapitulation erschien im Schlepptau der US-Army, wie immer bei amerikanischen Kreuzzügen, sofort auch so manches, was sich ökonomisch und kulturell rechnet: Coca Cola, Hollywood und vieles mehr. Jetzt also zeigten uns *Fury* und die Ponderosa-Ranch, Hemingway und Marlboro, wie naheliegend es sei, an der entsprechend arrangierten großen Welt teilzuhaben. Eine glückliche Koinzidenz von machtpolitischer Bewußtseinsbildung und kulturellen Tantiemen. Den Rest besorgten Mainstream-Feuilletonisten in ihrem ideologiekritischen Furor sowie angepaßte Autoren, Verleger und Redakteure in ihrer spekulativen Ausrichtung auf das, was internationale Vermarktung angeblich fordert.

Halten wir dagegen fest: Heimatliteratur gilt in aller Welt als pure Selbstverständlichkeit, als ganz großes Schriftsteller-Thema. Wichtigster Anlaß hierzu ist ein Gefährdungsgefühl, eine Reaktion auf aktuell empfundene Defizite. Heimat ähnelt der Luft, die man bekanntlich erst spürt, wenn sie einem entzogen wird. Der Vorwurf gegenüber Heimatliteratur, sie sei konservativ und nostalgisch, soll gewiß nicht korrigiert werden. Im Gegenteil. Charakterisiert er doch vielmehr ihre wesentliche Leistung. Und in diesem Sinne sei das Genre wie folgt definiert:

Heimatliteratur beschäftigt sich vorwiegend mit Eigenheiten, Problemen, Sprache, Mentalität und gemeinsam erfahrener Geschichte eines als besonders und vertraut empfundenen Raums. Das geschieht in solidarischer Weise, verrät Zuneigung und trägt zur Identitätsstiftung bei. Heimatliteratur reagiert auf (drohende) Verluste von Heimat aufgrund von einschneidenden Veränderungen. Diese haben vier Hauptursachen:

- Ortswechsel, was einen wertenden Vergleich zu früher nahelegt;
- technische, industrielle, soziale, ökonomische oder politische Modernisierungsprozesse, insofern sie abrupt und nachhaltig auf eine Region oder ein Land einwirken und nicht zuletzt deren emotionale Sicherheit gefährden;
- schmerzliche Eingriffe von ortsfernen Zentralinstanzen bzw. deren Leitideen und Lebensstil;
- nationale und ethnische Spannungsfelder, z.B. infolge von Kriegen, Irredentismus, Gebietsabtretungen, Vertreibung, Zu- und Abwanderung etc.

Erläutern wir es an Texten. Zunächst zu schmerzlichen Ortswechseln:

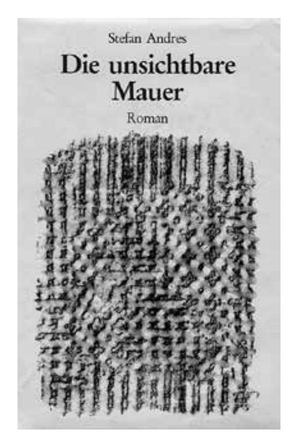
Der naturbegeisterte Förstersohn Ernst Wiechert, der ins städtische Gymnasium verfrachtet und von Heimweh geplagt wurde, schrieb als Ausdruck einer lebenslangen Sehnsucht Erzählhymnen auf die ostpreußischen Wälder. Ähnliche Gefühle beherrschten Ludwig Thoma, wobei dessen episches Bayern-Biotop (*Lausbubengeschichten* oder *Jozef Filsers Briefwexel*) allerdings humoristisch-satirischen Charakter besaß. Heimat- als Erinnerungsliteratur verfaßte eine ganze Generation baltischer Schriftsteller, die aus ihren menschenleeren Landsitzen in Deutschlands »grauer Städte Mauern« verschlagen wurde, von Bergengruen über Gertrud von den Brincken bis Siegfried von Vegesack.

Den fatalen Zusammenprall einer Region mit der Moderne veranschaulichen Gerhart Hauptmanns *Die Weber*. Die Revolution der zu Niedrigstlöhnen gepreßten Weber mochte unklug und vergeblich sein, wo die wirtschaftliche Entwicklung unaufhaltsam war. Opfer sind sie allemal wie der Landstrich, der sie Jahrhunderte lang ernährt hatte. Zum Mitleid des Autors gesellte sich das Bewußtsein, daß mit dem Ruin dieses Berufsstands zugleich ein Stück Heimat auf der Strecke blieb, und der schlesische Dialekt wirkt nicht zuletzt als Sympathiebekundung. Von ähnlicher Empathie mit ökonomisch Gebeutelten zeugt *Der Granatapfelbaum* des anatolischen Klassikers Yesar Kemals.

Anders gelagert ist der Konflikt in Theodor Storms *Der Schimmelreiter*, einer epischen Referenz an ein Deichbau-Genie. Gleichwohl verschärft just dieser Hauke Haien in seinem »grün-

derzeitlichen« Ungestüm den Konflikt, weil er eine noch im Früheren befangene Bevölkerung nicht wirklich überzeugt, sondern bloß kommandiert. In resignativer Toleranz wiederum steht Fontanes *Stechlin* im Kampf gegen die neuen Ideen seiner Umwelt. Ähnliches gilt für *Das einfache Leben,* zu dem sich Wiecherts Kapitän Orla bekennt. Anton Betzners *Basalt* schildert modellhaft bis hin zu gegenwärtigen Umstrukturierungen in Entwicklungsländern, was einer bäuerlichen Gemeinschaft widerfährt, wenn mit der Eröffnung eines Steinbruchs nun plötzlich die industrielle Moderne Einzug hält. Ähnliche Konstellationen einer modernisierten Heimat behandeln Friedrich Bischoff (*Der Wassermann*) oder Stefan Andres (*Die unsichtbare Mauer*).

Ein klassisches Betätigungsfeld für Heimatliteratur eröffnete übrigens die »Wende« angesichts einschneidender politischer Veränderungen und ökonomischer Verwerfungen in den neuen Bundesländern. Zwar verdient nicht jede allzu vergeßliche poetische Ostalgie Respekt. Andererseits heißt es, wenigstens ansatzweise nachzuvollziehen, was vielen durch mentale Deklassierung und Entheimatung seelisch zugemutet wurde und sich einer schlichten Kostenrechnung entzieht. Die hohe Kunst, hier nicht das individuelle Kind mit dem politischen Bade auszuschütten, attestiere ich den Filmemachern von *Good bye Lenin.* Im übrigen wäre nichts bedauerlicher, als wenn im Zuge standardisierter Wirkungserwartungen in den neuen Bundesländern nur mehr Texte erschienen, die ebensogut in Stuttgart oder Hamburg hätten verfaßt sein könnten.





Zum Antizentralismus: Seit Autoren schreiben, existiert ein gewisser Gegensatz von (Groß-) Stadt und Land. Er verschärft sich, wo Metropolen, nationale Regierungen oder größere politische Einheiten wie die EU politische Leitlinien diktieren und andere ökonomisch unter Druck setzen. Den Endpunkt dieser Entwicklung markiert die Globalisierung. Man braucht gewiß kein Prophet zu sein, um vorauszuahnen, welches stoffliche Eldorado sich damit gerade heimatbesorgten Autoren öffnet. Schon früher sprach etwa André Weckmann von »Technofaschismus«, als er seine elsässische Heimat zum bloßen Spielball Pariser Administratoren oder zur kommerzgebeutelten Tourismus-Oase verkümmert sah. Er wie Jean Egen (*Die Linden von Lautenbach*) monierten zudem sprachenpolitische Engherzigkeiten, die den Verhältnissen vor Ort nicht gerecht würden. Ohnehin erstand schon seit gut einem Jahrhundert an der deutschen West- oder Ostgrenze eine kontroverse wie differenzierende Selbstfindungsliteratur zwischen den Mächten. Exemplarisch seien Namen genannt wie René Schickele, Otto Flake, Marie Hart oder August Scholtis.

Zur national-ethnischen Gemengelage: Heimat als nationales Sehnsuchtsprojekt bot Hoffmann von Fallerslebens »Lied der Deutschen«. Auch aus der »Burgfrieden«-Stimmung bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs vernimmt man solche patriotischen Töne, exemparisch in Karl Brögers *Bekenntnis.* Vertreibung, Umsiedlung, Exil sind weitere Anlässe, sich ein Stück Heimat wenigstens literarisch zurückzuholen. Man denke an Vegesacks *Baltische Tragödie,* an Wiecherts *Missa sine nomine,* an Gedichte Max Hermann-Neißes in englischer Fremde (»Ewige Heimat«, »Heimatlos«), an Joseph Roths KuK-Abgesang *Kapuzinergruft,* an Carl Zuckmayers grandiose Beschwörung des Rheinländers in *Des Teufels General,* geschrieben mit heißem Herzen in Vermont. Der DDR entflohen, erinnerten sich Walter Kempowski und Uwe Johnson lebenslang an Stätten ihrer Jugend. Ja, selbst eine scheinbar unpolitische lokale Kindheitsträumerei wie *Die Stadt* von Theodor Storm, den Fontane liebevoll-ironisch der »Husumerei« zieh, verdankt ihre Existenz seiner Verbannung:

> »Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
> Du graue Stadt am Meer;
> Der Jugend Zauber für und für
> Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
> Du graue Stadt am Meer.«

Ein anderes Schreib-Motiv bietet Immigration. Wenn sich Regionen, Stadtteile, Milieus durch Zuwanderung unter der Hand so verändern, daß frühere Selbstverständlichkeiten nicht mehr gelten, Vertrautes fremd wird oder als rechtfertigungsbedürftig erscheint, treibt es manche zur Feder. Als monströs-realistische Vision hat etwa Jean Raspail seine Kassandra-Gefühle vom Verlust seines geliebten traditionellen Frankreichs in Worte gefaßt. Der Bestseller von 1973 trägt den Titel *Das Heerlager der Heiligen* und thematisiert (laut Klappentext der deutschen Ausgabe 1985) »die drohende Überwältigung Europas durch die explodierenden Massenmenschen der Dritten Welt«.

Gehen wir von solcher, den Begriff »Heimat« ernst nehmender Definition aus, wird unübersehbar, daß Literaturgeschichte ohne Heimatdichter gar nicht sinnvoll geschrieben werden kann. Und machen wir uns weiter klar: Wo heute bereitwillig (regionale) Besonderheiten preisgegeben werden, folgt in naher Zukunft überhaupt Deutsch als Sprache und Literatur. Denn wer über Jahrzehnte hinweg das Unverwechselbare preisgibt, darf sich nicht wundern, wenn am Ende auch das Übrige an Interesse und Bedeutung verliert. Das Signalwort *McDonald's* ist schließlich auch eine kulturpolitische Drohung.

Schöne Literatur

Jean Raspail: *Sieben Reiter verließen die Stadt. Roman,* Schnellroda: Antaios 2013. 248 S., 22 €
Joachim Fernau: *Hauptmann Pax. Erzählung,* Schnellroda: Antaios 2013. 136 S., 17 €

Günter Maschke, dieser eminent belesene Renegat, sieht sich in einem seiner grundsätzlichen Urteile immer dann bestätigt, wenn sein Gesprächspartner mit Anspielungen auf Bücher, Figuren, Verse nichts anzufangen weiß: »Die Rechte liest nicht, vor allem liest sie keine Romane.« Das sind schlechte Aussichten für Verleger, die in Romanen und Erzählungen nicht nur die sinnvolle, sondern sogar die unverzichtbare Ergänzung geistiger Welterschließung sehen. Günter Maschke hat selbst einmal eine literarische Reihe herausgegeben: Die *Edition Maschke* erschien im Verlag Hohenheim und versammelte Titel wie Horst Langes *Ulanenpatrouille* oder Ernst Kreuders *Herein ohne anzuklopfen.* Eingestellt wurde das 1979 begonnene Projekt bereits drei Jahre später, als Maschke Carl Schmitts Schriften *Der Leviathan* sowie *Land und Meer* erscheinen ließ und dabei anscheinend mit seinem Nachwort eine rote Linie überschritt: Es scheint vor dreißig Jahren schwierig gewesen zu sein, Schmitt zu zitieren. Derzeit ist die Basis für die konservative Intelligenz (deren Geschichte nach 45 doch recht kurz und ziemlich langweilig ist) solider denn je: Es gibt eine Wochenzeitung mit hohem Verbreitungsgrad, zahlreiche Verlage und eine tolle Zeitschrift. Was es bisher nicht gab: einen Ort für Belletristik. Die *edition nordost,* die innerhalb des Verlags Antaios erscheint, hat nun begonnen, diese Lücke zu schließen, und der erste Doppelpack scheint exemplarisch zu sein für das geplante Programm: eine Mischung aus Neuem und Wiedergefundenem.
Erstmals in deutscher Sprache liegt nun der Roman *Sieben Reiter verließen die Stadt* aus der Feder des französischen Schriftstellers Jean Raspail vor. Raspail ist in Deutschland bekannt als Verfasser des Untergangsszenarios *Das Heerlager der Heiligen,* und nicht weniger Untergangsstimmung verbreiten die *Sieben Reiter.* Der Roman spielt in einem Fürstentum, vielleicht gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Die Handlung setzt zu einem Zeitpunkt ein, als die Zerrüttung, die Zersetzung, die Auflösung aller Ordnung und jedes Anstands bereits stattgefunden haben. Sieben Pferde kann der Fürst entbehren, sieben Reiter sendet er aus, um zu erfahren, ob es im Land noch Widerstandsnester oder sogar Hoffnung gäbe. Entscheidend ist, daß dieser Ritt sich als Suche nach einem konservativen, rechten, reaktionären Traum entpuppt, dem sieben rechte Charaktere nachjagen: der militärische Führer, der Aktivist, der Kleriker, der Gescheiterte, der Urwüchsige, der Waldgänger, der Preuße. Jeder hat einen Traum, jeder erlebt und berichtet die Geschichte auf seine Weise, und das ebenso überraschende wie schockierende Ende zeigt, daß derlei Ritte vielleicht die einzige Möglichkeit sind, etwas von jener Größe wiederzugewinnen, die vollständig zerstört und verloren ist: Indem man schreibt oder liest, ist man in jenem Traum, dem das Schreiben und das Lesen gelten. Dies kann man wahlweise als Weltflucht, Unreife, Unbeirrbarkeit, Selbstsicherheit oder Trotz beschreiben, auch als Waldgang, oder eben als den erneuten Beginn von allem.



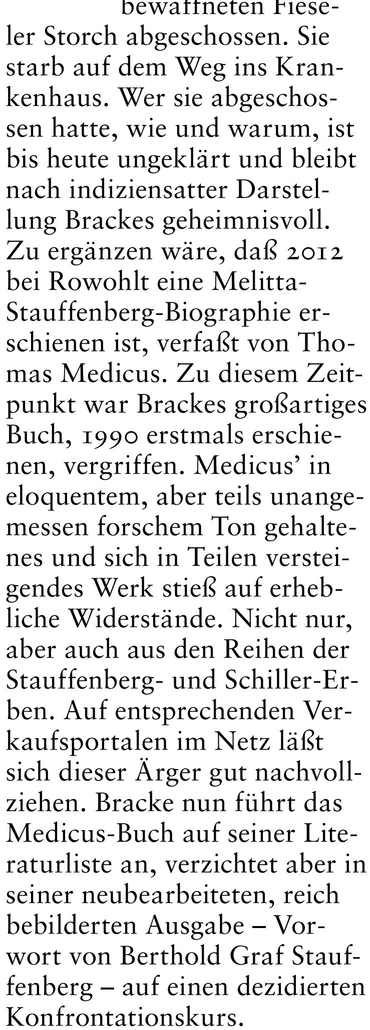
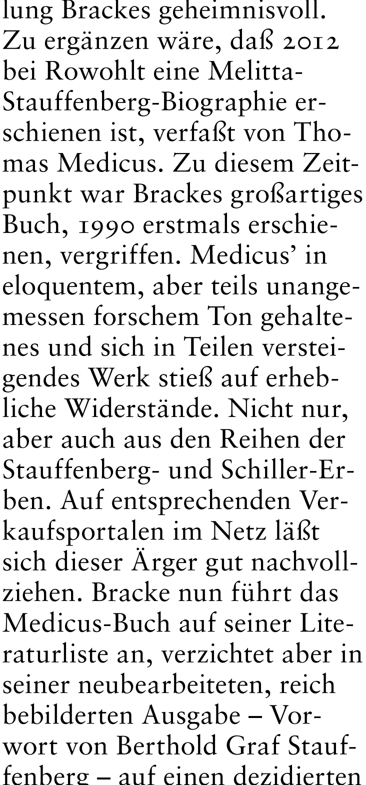
Wie das Ende von allem liest sich der zweite Band der neuen Edition: *Hauptmann Pax* von Joachim Fernau basiert auf einem Tatsachenbericht, der Germanist Burkhart Berthold hat das in seinem Nachwort dargestellt. Die Erzählung schildert den Ausbruch von rund einhundert deutschen Kriegsgefangenen, die sich im Sommer 1944 zur Truppe durchschlagen wollen. Fernaus Bericht ist beinahe ein Drehbuch. Dialoge wechseln mit Szenenbildern, von denen einige immer wiederkehren: Hunger, Erschöpfung, Hoffnung, Streitsucht – vor allem aber der Verlust von Kameraden, die nicht mehr weiterkönnen. Der lapidare Ton Fernaus paßt zum Grundcharakter des Erzählten: Was getan werden muß, läßt sich nicht wegquatschen, und so ertragen Fernaus Figuren ziemlich stumm, »was kein Tier ertragen könnte«. Die *edition nordost* hat an beiden Büchern Illustratoren arbeiten lassen. Für *Hauptmann Pax* griff der Fotorealist Ralph Oertel zum Stift, und die in Rußland lebende Künstlerin Kristina Zieber fertigte für *Sieben Reiter* szenische Zeichnungen an. Man kann nur hoffen, daß die Leser die Bedeutung der neuen Edition erkennen und dem Projekt mangels Lesebereitschaft kein frühes Ende bereiten. Unter anderem, hört man, hat ein Autor erste Proben eines Romans über jenes Milieu eingereicht, dem auch die *Sezession* entstammt – er soll Anfang nächsten Jahres erscheinen.

Wiggo Mann

Flugkapitän Stauffenberg

Gerhard Bracke: *Melitta Gräfin Stauffenberg. Das Leben einer Fliegerin,* München: Herbig 2012. 300 S., 19.99 €

1919 waren Girls-Day, Gleichstellungsübungen und Initiativen, Mädchen mit anschaulichen Experimenten auf mathematisch-technische Berufsfelder zu stoßen gleichsam Äonen entfernt. Jene 16jährige, die man »Litta« nannte, hatte damals vor allem eins im Kopf: »Physik, Physik! Zur Zeit«, erzählte sie ihrer Freundin, »beschäftige ich mich mit allgemeinen Problemen der Fliegerei, und Raketenflug interessiert mich am meisten. Leider alles nur theoretisch. Mein Vater sagt, daß bei jungen Mädchen so mit achtzehn das Interesse an der Wissenschaft sehr viel geringer wird. Da muß ich ja nun sehen, daß ich bis dahin so weit komme wie möglich.« Litta, eigentlich Melitta Schiller, blieben da noch sechundszwanzig Jahre. Ihr Vater, Ingenieur von Rang, war getaufter Jude, die Mutter Protestantin; es gab drei Schwestern und einen Bruder, ihre Heimat war das preußische Städtchen Korotschin in der Provinz Posen. Melitta war eine Überfliegerin in schulischer Hinsicht, zudem eine ausdauernde Schwimmerin, tollkühne Springerin und Hochgebirgskletterin, sie übte ihre Talente in der Malerei, Graphik und Bildhauerei. Auch die Philosophie gehörte zu ihren Steckenpferden, sie las Schopenhauer und zitierte: »Nachdem es nun nicht möglich ist, ein glückliches Leben zu leben, bleibt nur übrig, ein heroisches Leben zu führen.« In München nahm Melitta Schiller ein Studium der Technischen Physik auf. Als sie sich 1926 bei der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt (DVL) in Berlin-Adlershof vorstellte, stürzte vor ihren Augen ein Versuchsflieger ab, tödlich. Frl. Schillers Aufgabenbereich umfaßte künftig Probleme des Strahlantriebs, der Raketentechnik sowie die Wirkungsweise von Propellern. Sie begann zielstrebig, Flugscheine zu erwerben, besaß bald Flugberechtigungen sämtlicher Land- und Seeflugklassen, belegte erfolgreich Funk- und Blindfluglehrgänge. 1936 wechselte sie zu den Askania-Werken, wo sie Sturzflugvisiere für Sturzkampfbomber entwickelte. Das *divebombing* war bis dato vorwiegend eine Sache der Amerikaner. 1939 wurde Melitta, die seit ihrer Heirat mit Alexander (1937) den Namen der von Stauffenbergs führte, zur Erprobungsstelle der Luftwaffe nach Rechlin dienstverpflichtet, 1942 zur Luftkriegsakademie Gatow. Als zweite Frau nach Hanna Reitsch trug sie den Titel Flugkapitän, wie die Reitsch wurde sie mit dem Eisernen Kreuz (die Reitsch erstklassig, Melitta Stauffenberg zweitklassig) und dem »Militärflugzeugführerabzeichen in Gold mit Brillanten« ausgezeichnet. Bracke zeichnet den Konkurrenzkampf, der zwischen den beiden Weltklassefliegerinnen geherrscht haben muß, ausführlich nach. Während die Reitsch noch in den Siebzigern sich in Briefen beklagte, daß die Verleihung des EK an Melitta nicht rechtmäßig gewesen sei, zeigen Aktenvermerke, wie sich die Ingenieurin 1942 in hartnäckigen Gehaltsverhandlungen sowohl mit Männern vergleichbarerTätigkeiten gleichgestellt sehen wollte und wie sie zugleich betonte, daß ihr Aufgabengebiet mit der »rein fliegerischen« Fertigkeit der Reitsch nicht vergleichbar sei. Melitta unternahm bis zu 15 Sturzflüge pro Tag und kam damit auf eine Gesamtzahl, die »meines Wissens bisher von keinem Piloten, weder an der Front noch in der Heimat erreicht worden ist.« Ihr Vater richtete derweil zwei »gehorsamste Bitten« an Göring, die Tochter als Mathematikerin einzusetzen, da die Sturzfliegerei die »Möglichkeit des Nachwuchses nach ärztlicher Meinung verhindert.« Melittas Mutter schrieb empört dagegen und bat darum, die »überfürsorglichen« Briefe des Gatten zu vernichten. Melitta selbst hatte 1943 in einem Vortrag betont, daß die Fliegerei für sie »nie eine Sache der Sensation oder gar Emanzipation gewesen sei: Wir sind Fliegerinnen sind keine Suffragetten.«

Nach dem Attentatsversuch vom 20. Juli 1944 – das Ausmaß ihrer Mitwisserschaft bleibt ungeklärt – wurde auch Melitta in Sippenhaft genommen, kam aber aufgrund ihrer kriegswichtigen Funktion nach wenigen Wochen frei. Melitta forschte fliegend nach ihrem inhaftierten Mann, der zu dieser Zeit von Buchenwald in den Bayrischen Wald verlegt wurde. Bei Straubing wurde die Flugkapitänin am 8. April in ihrem unbewaffneten Fieseler Storch abgeschossen. Sie starb auf dem Weg ins Krankenhaus. Wer sie abgeschossen hatte, wie und warum, ist bis heute ungeklärt und bleibt nach indiziensatter Darstellung Brackes geheimnisvoll. Zu ergänzen wäre, daß 2012 bei Rowohlt eine Melitta-Stauffenberg-Biographie erschienen ist, verfaßt von Thomas Medicus. Zu diesem Zeitpunkt war Brackes großartiges Buch, 1990 erstmals erschienen, vergriffen. Medicus' in eloquentem, aber teils unangemessen forschem Ton gehaltenes und sich in Teilen versteigendes Werk stieß auf erhebliche Widerstände. Nicht nur, aber auch aus den Reihen der Stauffenberg- und Schiller-Erben. Auf entsprechenden Verkaufsportalen im Netz läßt sich dieser Ärger gut nachvollziehen. Bracke nun führt das Medicus-Buch auf seiner Literaturliste an, verzichtet aber in seiner neubearbeiteten, reich bebilderten Ausgabe – Vorwort von Berthold Graf Stauffenberg – auf einen dezidierten Konfrontationskurs.

Ellen Kositza

Lebenslinien eines 69ers

Lorenz Jäger: *Signaturen des Schicksals,* Berlin: Matthes & Seitz 2012. 139 S., 12,80 €; Ders.: *Prägungen,* Wien: Karolinger 2013. 40 S., 9,90 €

Polternd wollte sich Lorenz Jäger im Oktober 2011 von der Rechten verabschieden. Sein »please count me out«, an prominenter Stelle in der *FAZ* plaziert, lief ins Leere. Lorenz richte seine Kritik eher an neoliberale Islamfeinde: Von Konservativen, geschweige denn intellektuellen, so legte der Artikel (»Adieu, Kameraden, ich bin Gutmensch«) nahe, hatte er während seiner »zehn Jahre unter Rechten« nichts mitbekommen.
Jetzt liest Jäger Lebenslinien: Die der deutschen Geistestradition und die seiner eigenen Biographie.
In einer Neuverwertung älterer Aufsätze sucht er unter anderem bei Edmund Burke, Friedrich Hölderlin, Ernst Nolte und Ernst Jünger nach den »Signaturen des Schicksals«, aus hermeneutischer sowie biographischer Perspektive. Seine These, der Eintritt großer Ereignisse finde sich bereits in kleinen Symbolen vorgezeichnet, hat viel für sich. Freilich ist sie auch so allgemein gehalten, daß auf den 139 Seiten des Bändchens nur freie Assoziationen und Anekdoten Platz finden können.
Gelungen ist der Ansatz am Beispiel Noltes, dem der offenbar wieder »unter Rechten« befindliche Jäger im Januar dieses Jahres in der *FAZ* einen wohlwollenden Geburtstagsartikel widmete. Anhand von Noltes Geburtsjahr 1923, dem Datum des Hitlerputsches, des Einmarschs der Franzosen ins Ruhrgebiet und der Inflation, so erklärt Jäger schlüssig, kristallisiere sich dessen Lebensthema heraus: Die epochalen Folgen des »Weltbürgerkriegs« zwischen Nationalsozialismus, Faschismus und Marxismus. Auch daß Edmund Burkes ergreifendes Bild von der verletzten Schönheit und Würde der Marie Antoinette zu einem Schlüsselereignis der Kritiker der Französischen Revolution werden sollte, ist stimmig.
Unsicher wird Jägers Lesart, wenn er vom Hermeneutischen aus ins Biographische vordringt: In Ernst Jüngers Rezeption des Untergangs der Titanic 1912, die ihm als Allegorie zur Hybris der technischen Modern diente, will Jäger eine markante Linie erkennen. Doch der Zusammenhang, den Jäger zwischen Jüngers Todestag 1998 und den steigenden Besucherzahlen in der Filmromanze »Titanic« zu erkennen meint, wirkt konstruiert.
Wer danach Jägers knappe autobiographische Sammlung dreier Skizzen, Prägungen, liest, könnte meinen, dessen Lebensthema sei die gesteigerte intellektuelle »Radikalität, um noch attraktiv zu sein«. In diesen faßt der ehemalige Jungmarxist und -maoist Jäger den Geist des Jahres 1969 zusammen. Damals verbrachte er unter anderem mit Andreas Baader und Gudrun Ensslin den Sommer in Frankfurt am Main. Sein Bekannter, Thorward Proll, späterer Kaufhaus-Brandstifter, hatte dem amerikanischen Wirtschaftskonsul »MAO« mit dem Rasenmäher in das Gras geschrieben. 1969, als die meisten 68er sich linksdemokratisch gemäßigt hätten, so Jäger, sei das Jahr einer »phantastisch vergrößerten Zukunft« gewesen.
Inzwischen sucht er den Weltgeist des »historischen Immaterialismus«, so Jäger in den Signaturen beim vorkonziliaren Katholizismus. Jägers Hang zu Geheimwissenschaften tat das keinen Abbruch.
Prägungen ist ein lesenswerter Einblick in die Genese eines einst linken Feuilletonisten. Ihm habe auch Hilde Unseld, geschiedene Witwe des Gründers des Suhrkamp-Verlags, aus der Hand gelesen, notiert Jäger. Die Prognose sei zwar »nicht unbedenklich, aber doch mittelgut gewesen«.

Johannes Schüller

Metaideologien des Zeitgeistes

Manfred Kleine-Hartlage: *Die liberale Gesellschaft und ihr Ende. Über den Selbstmord eines Systems,* Schnellroda: Antaios 2013. 232 S., 19 €

Der vielleicht wichtigste staatstheoretische Lehrsatz in der Geschichte der Bundesrepublik stammt von dem Verfassungsjuristen Ernst-Wolfgang Böckenförde. Danach lebt der »freiheitliche, säkularisierte Staat … von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann«. So inflationär diese Sentenz auch zitiert wird, ihre existenzielle Dimension wird selten bis zu Ende gedacht.
Der Politologe Manfred Kleine-Hartlage, der sich bisher vor allem als kritischer Kenner des Islam einen Namen gemacht hat, bemüht sich mit Erfolg, dieses Desiderat zu füllen. So beschäftigt er sich in einem längeren Abschnitt mit der Selbstgefährdung der liberalen Moderne und zeigt auf, inwiefern Gesellschaften auf einen Grundkonsens aufbauen, der sich über lange Zeiträume hinweg gebildet hat. Dieser ist besonders in den Bereichen Recht und Unrecht, Wahr und Unwahr sowie Gut und Böse maßgeblich. Bestimmte Arten von Solidarität konstituieren sich vor einem Hintergrund zumindest relativer geistiger und kultureller Homogenität, die in den mehr und mehr multikulturellen Gesellschaften des Westens immer weniger gegeben ist. Einen Menschheitskonsens – so der Verfasser auf der Linie von Carl Schmitt – gibt es nicht.
Unter den vielen klugen Gedanken Kleine-Hartlages ist der Umschlag von Aufklärung in Totalitarismus hervorzuheben. Werden althergebrachte Selbstverständlichkeiten immer stärker unter Begründungszwang gestellt, ja sogar

destruiert, wie traditionell evidente Wahrheiten (beispielsweise das Verhältnis der Geschlechter) durch den Dekonstruktivismus, so sind Selbstzerstörungstendenzen unvermeidlich. Die durch Werteverfall und Migration spürbar gestiegene Gewalt zieht als Konsequenz eine stärkere Überwachung nach sich. Wer ethnische Fragmentierungen künstlich kreiert, darf sich nicht wundern, eine von »rassischen Spannungen durchzogene Gesellschaft zu schaffen«. Die schlechte Ideologie ist in der Tat am Scheitern der eigenen Ansprüche zu erkennen. Daß unter den Bedingungen von Multikulturalisierung, »zweiter Aufklärung« und Individualisierung einst intakte Gebilde wie die Familie und die christlichen Kirchen immer stärker erodieren, schafft unübersehbare Freiheitsgefährdungen. Das stellt die Arbeit vorbildlich heraus. Schlüsselbegriffe lauten »Entstrukturierung« und »Entdifferenzierung«. Mit ihrer Hilfe wird die zunehmende Destruktion von Volk, Familie und Religion untersucht, die auch Staat, Recht und Demokratie nachhaltig tangiert. »Entdifferenzierung« ist am schwerwiegendsten, wenn Volk, Staat, Kultur und Familie ihre Aufgaben, den Zusammenhalt des Ganzen zu fördern und Solidarität zu stiften, verlieren. Das geschieht heute meist durch Verlagerung auf höhere Ebenen, etwa auf die der EU. Als Beispiele für »Entstrukturierung« führt der Autor die Vielfalt medialer Desinformationskartelle an, vom Parteienkartell bis zu den diffusen Einflüssen supranationaler Organisationen.

Gewiß ist Kleine-Hartlages Untersuchung keine leichte Kost. Sie ist relativ abstrakt formuliert. Sie zeigt aber, wie sehr gesellschaftliche Leiterzählungen (»Metaideologien«), herkömmliche Strukturen, Werte und Normen beeinträchtigen. Ihr zerstörerisches Tun ist erfolgreich aufgrund eines weitgehenden Medienmonopols und der Macht einflußreicher Unterstützergruppen. Selten hat man derart inspirierende Anregungen im Sinne einer »Aufklärung über die Folgen der Aufklärung« lesen können.

Wenn die Schrift betitelt ist mit *Die liberale Gesellschaft und ihr Ende,* so bleibt eine naheliegende Frage unbeantwortet: Was kommt danach? Am Ende der Besprechung steht neben dem Lob an den Verfasser für seine schneidenden Analysen die Bitte, eine weitere Untersuchung mit Therapievorschlägen zu veröffentlichen.

Felix Dirsch

Mussolini war so ausgeglichen

Schieder, Wolfgang: *Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce,* München: Oldenbourg Verlag 2013. 404 S., 39.80 €

Die praktische Errichtung eines faschistischen Staates war neu, sein leuchtender Repräsentant Benito Mussolini. Europaweit weckten seine Bewegung und Politik Interesse. Gern zeigte sich der italienische Faschisten-Führer bereit, Audienzen zu gewähren. Was lag also näher, dem »Duce« seine Aufwartung zu machen? Selbst Winston Churchill traf sich mit ihm im Januar 1927 in Rom und sorgte deshalb für internationales Aufsehen. Der Schatzkanzler: »Ich konnte, wie so viele andere, nicht umhin, bezaubert zu sein von seinem höflichen, zugleich einfachen Benehmen, seiner Ruhe und seiner, trotz aller Belastungen und Gefahren, tiefen inneren Ausgeglichenheit.« Nach dem »Marsch auf Rom« bis 1943 pilgerte auch eine Vielzahl Deutscher zum Besuch des »Renaissance«-Fürsten: Politiker, Wissenschaftler, Künstler, Schriftsteller, Journalisten und Beamte. Inwiefern die Publizisten Louise Diehl und Emil Ludwig verantwortlich für die Mussolini-Darstellung in der Zwischenkriegszeit waren, hat – zeitgleich mit Wolfgang Schieders Publikation – soeben Matthias Damm (*Die Rezeption des italienischen Faschismus in der Weimarer Republik,* Baden-Baden 2013) herausgearbeitet.

Wolfgang Schieder analysiert die deutschen Audienzen bei Mussolini zwischen Inszenierung und Faszination in einem umfangreichen Textteil und präsentiert in einem zweiten Abschnitt »Deutsche Pilgerfahrten« in ausgewählten Audienzberichten.

Im Mittelpunkt der meisten Besuche beim italienischen Ministerpräsident standen politische Fragen. Insbesondere in der Endphase der Weimarer Republik erschien das Diktatursystem des »Duce« als Alternative für das gesellschaftliche Fortbestehen Deutschlands. Er faszinierte als starker Politiker, das Konkordat fand Bewunderung, und das korporativistisch ausgerichtete Wirtschaftsprogramm versprach den Ausweg aus der deutschen Wirtschaftsmisere: Also eine reale (philofaschistische) Möglichkeit zum (gescheiterten) demokratischen Parteienstaat. Viele Besucher empfanden die italienischen Verhältnisse im Gegensatz zu den Zielstellungen der Nationalsozialisten wünschenswert. (Die wollte man nicht, aber politische Veränderungen in Deutschland.) Selbst in der NSDAP benötigte Hitler gehörige demagogische Einflußnahme, um seine Mitstreiter für den faschistischen Weg zu gewinnen.

Für die Alternative interessierte sich der mit dem Buch *Die Herrschaft der Minderwertigen* (1927; siehe *Sezession* 55/2013) bekannt gewordene Theoretiker der »Konservativen Revolution« Edgar Julius Jung. Aus dessen unveröffentlichten Nachlaß dokumentiert Schieder die beiden Audienzen im Juli 1930. Nach einer kurzen Charakteristik Mussolinis und der Ge-

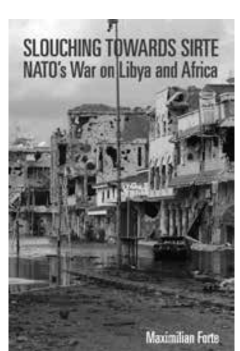
sprächsatmosphäre beschreibt Jung den wesentlichen Inhalt: »Auch die anderen abendländischen Völker stehen vor der Notwendigkeit, den Zerfall, der Gesellschaft und Staat durch permanenten Klassenkampf droht, zu verhindern, eine neue Staatsidee und alldurchdringendes Staatsethos aufzurichten. Von dem, was heute den Hauptinhalt deutscher Politik ausmacht, nämlich der Frage, wer soll regieren, und wie hält man sich am Ruder, ist der Führer Italiens glücklicherweise befreit.«

Uwe Ullrich

Das Schielen der NATO gen Afrika

Maximilian Forte: *Slouching towards Sirte. NATO's war on Liby and Africa,* Montreal: Baraka Books 2012. 341 S. ca. 20 €

Maximilian Forte ist Professor für Anthropologie an der Concordia University in Montreal, Kanada. In seinem imponierenden Werk zeigt er überzeugend, wie sich im Falle des Angriffskrieges gegen Libyen im Jahre 2011 materielle und psychische Antriebskräfte, militaristische Phantasien und humanitaristische Rechtfertigungen zu einem Interventionismus verbanden, der unter dem Deckmantel angemaßter »Schutzverantwortung« (Responsibility to Protect, abgekürzt R2P) knallharte ökonomische und politische Dominanzinteressen verfolgt. Untermauert durch eine Fülle von Textzeugnissen und Artikeln, die überwiegend durch das Internet zugänglich sind, darunter auch die durch WikiLeaks möglich gemachte Lektüre der elektronischen Korrespondenz der US-Botschaft in Tripolis, zeichnet Forte ein Bild des Angriffskrieges gegen Libyen, das den populären Mythos vom Volksaufstand, der den Diktator (Gaddafi) hinwegfegte, um Demokratie und Menschenrechten zum Durchbruch zu verhelfen und der selbstlos vom Westen unterstützt wurde, als Lügengebäude entlarvt. Es gab einen Aufstand gegen Gaddafi, der vorwiegend von den östlichen Teilen des Landes getragen wurde. Hierbei spielten auch Stammesgegensätze eine Rolle. Der Rückhalt für Gaddafi war in den westlichen Teilen des Landes stark, besonders um die Stadt Sirte, die von Gaddafi zu einer modernen Musterstadt ausgebaut werden sollte. Hier wurde von der NATO ein rücksichtsloses Bombardement der Zivilbevölkerung durchgeführt, das der in den Medien ventilierten Begründung des Libyen-Krieges, dem Westen sei es um den Schutz der Zivilbevölkerung gegangen, widerspricht. Die Geschichten von den schwarzen Söldnern, die Gaddafi ins Land holte, um gegen seine Gegner vorzugehen, sind gleichfalls von zweifelhaftem Wahrheitsgehalt. Tatsache ist wohl eher, so legt Forte überzeugend dar, daß unter den Augen der NATO ein von offen zutage tretenden rassistischen Unterströmungen getragener Pogrom an zivilen Gastarbeitern aus schwarzafrikanischen Ländern und an Libyern schwarzer Hautfarbe stattfand. Der Krieg gegen Libyen, so der Untertitel des Buches, war auch ein Krieg gegen Afrika, in dem der Westen, namentlich die USA, sich den Zugriff auf afrikanisches Erdöl sichern will. Afrika wird für den Westen als Lieferant von Energie und Metallen immer bedeutender. Gaddafi stand dabei im Wege. Er hatte sich die politische und wirtschaftliche Einigung Afrikas zum Ziel gesetzt und dafür auch viel Geld investiert – Mittel, die für den Aufbau Libyens fehlten, woraus ein Teil des Widerstands gegen Gaddafi zu erklären ist.



Dieses Buch ist Pflichtlektüre für alle, die sich für die wahren Gründe des von den USA angeführten Angriffskrieges gegen Libyen und seinen Staatschef Gaddafi interessieren. Denn um einen Angriffskrieg handelte es sich, das sollten sich kritisch denkende Zeitgenossen gerade in diesen Tagen vor Augen halten, da unter dem Euphemismus »Militärschlag« ein neuer Angriffskrieg, diesmal gegen Syrien, geplant wird. Er wird nicht der letzte seiner Art sein.

Thomas Bargatzky

Verständnis für Preußen

Hans-Christof Kraus (Hrsg.): *Das Thema »Preußen« in Wissenschaft und Wissenschaftspolitik vor und nach 1945,* Berlin: Duncker & Humblot 2013. 471 S., 98,90 €

Ein Band, der fast 100 Euro kostet und wissenschaftsgeschichtliche Aufsätze über Preußenforschung im 20. Jahrhundert enthält, hat von vornherein kein großes Publikum im Sinn, sondern wendet sich an den relativ kleinen Kreis der Fachkollegen. Die meisten der Texte sind daher naturgemäß außerhalb der akademischen Spezialdiskussion kaum relevant, zumal es dem Sammelband ausdrücklich nur um Preußen als Thema der Wissenschaft, nicht als Thema der Geschichtspolitik geht. Erfreulich ist, daß hier nicht nur Referierendes (Klaus Neitmann) zu lesen ist und Artikel, die die gegenwärtig herrschende kulturalistisch-konstruktivistische Irrlehre bedienen (Wolfram Pyta), sondern daß es auch solche Aufsätze gibt, die die wissenschaftliche Beschäftigung mit Preußen vor und nach 1945 in den jeweiligen politischen und geistesgeschichtlichen Kontext einordnen und die man wohl als Plädoyer für eine wenn nicht affirmative, so doch wenigstens verständnisvolle Preußenforschung zu verstehen hat.
Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang der Aufsatz von Erik Lehnert sowie der urteilsfreudige Beitrag von Frank-Lothar Kroll. Kroll und Lehnert stellen mit Hans-Joachim Schoeps und Walther

Hubatsch die beiden Historiker der Nachkriegszeit vor, die am stärksten um eine Ehrenrettung Preußens bemüht waren – was in dem antipreußischen geistigen Klima der alten Bundesrepublik ein politisches Bekenntnis war und auch so verstanden wurde. Aufschlußreich ist außerdem der Aufsatz von Hans-Christof Kraus über das Projekt Siegfried A. Kaehlers, eine »neue« preußische Geschichte als Gemeinschaftswerk zu schaffen. Es wird hier deutlich, daß es in den 1950er und 1960er Jahren auch von Seiten »etablierter« Historiker Pläne gegeben hat, die verbreiteten negativen Preußenklischees akademisch zu bekämpfen. Bezeichnenderweise ist das Projekt in der Planungsphase steckengeblieben. Besonders empfehlenswert ist schließlich die knappe Einleitung, ebenfalls von Kraus, die nicht nur eine kleine Ehrenrettung der deutschen Geschichtswissenschaft vor dem Ersten Weltkrieg enthält, sondern ausdrücklich die »doppelte politische Diskriminierung des preußischen Staates von 1918 und 1945« sowie die preußenfeindliche Stimmung der rheinisch-katholischen und süddeutschen Wortführer der Bonner Republik als Bedingungen nennt, unter denen eine gerechte historische Beurteilung Preußens kaum möglich war. Gegen solche Tendenzen mit Sachlichkeit anzugehen, ist in der akademischen Diskussion der gebotene Weg, der dann möglicherweise auch geschichtspolitischen Landgewinn mit vorbereiten kann.

Johannes Ludwig

William S. Schlamm

Susanne Peters: *William S. Schlamm. Ideologischer Grenzgänger im 20. Jahrhundert,* (= *Biographische Studien zum 20. Jahrhundert,* Bd 2), Berlin: be.bra 2013. 607 S., 59 €

Der »jüdische Journalist« ist wie der »jüdische Literat« oder der »jüdische Bankier« ein Stereotyp des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts. Indes haben es Stereotypen an sich, den einen oder anderen Fall besonders gut zu kennzeichnen. Das gilt zum Beispiel für William – ursprünglich Wilhelm oder Willi – S. Schlamm, dessen intellektuelle Beweglichkeit, Verve, Angriffslust und polemische Neigung ihn als Musterbeispiel jener Gattung erscheinen ließen. Er hat das selbst, vor allem in seinem späteren Leben, als die linksradikalen, kommunistischen Anfänge, die Mitarbeit an der *Weltbühne* längst hinter ihm lagen, sehr gelassen kommentiert. Denn Schlamm war das Moment der Kontinuität immer bewußt, trotz seines ideologischen Seitenwechsels, und daß das eben nichts mit Inhalten, sondern mit Mentalität, Charakter, Temperament zu tun hatte.

Schlamm gehörte zur einflußreichen Gruppe jüdisch-konservativer Autoren der frühen Bundesrepublik, unterschied sich aber doch deutlich von einem Hans-Joachim Schoeps oder Robert Ingrim. Das hing mit jener »intellektuellen Amerikanisierung« zusammen, von der Susanne Peters in ihrer biographischen Arbeit über William Schlamm spricht. Für die Verfasserin hatten jedenfalls die Jahre, die Schlamm nach seiner Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland und einer Zwischenstation in Prag in den USA verbrachte, die – erfolgreichen – Versuche, beruflich wieder Fuß zu fassen, die Abwendung vom Milieu des linken Exils, der Bruch mit dem Kommunismus, gerade während der unter antifaschistischen Vorzeichen in Washington hoffähig wurde, der Renegateneifer, mit dem Schlamm seine ehemalige Heilslehre bekämpfte, eine zentrale Bedeutung für dessen persönliche wie ideologische Entwicklung.

Schlamms Rückkehr nach Deutschland 1958 erschien demgegenüber wie ein Nachspiel, so wie die Proklamation eines »zweiten Kalten Krieges« als Wiederholung dessen, was sich in den Vereinigten Staaten unter dem Eindruck von Roll back-Rhetorik und McCarthys Kampf gegen die sowjetische Unterwanderung abgespielt hatte. Unter den besonderen Bedingungen der westdeutschen Gesellschaft fand Schlamm vorübergehend erhebliche Resonanz. Aber seine Unerbittlichkeit (die bis zur Forderung eines Präventivschlags gegen Moskau ging) isolierte ihn angesichts der säkularen Tendenz zur Entspannung zwischen den Blöcken auch hier immer weiter. Trotzdem gehörte er bis zum Ende der siebziger Jahre zu den einflußreichsten Köpfen der intellektuellen Rechten in der Nachkriegszeit. Schon aus diesem Grund kommt der Arbeit von Susanne Peters Bedeutung zu, obgleich sie ihrem Gegenstand mit wenig Sympathie begegnet und gelegentlich ein sehr konventionelles Verständnis historischer Prozesse an den Tag legt.

Karlheinz Weißmann

Zugang zum Machthaber

Kai Burkhardt (Hrsg.): *Carl Schmitt und die Öffentlichkeit. Briefwechsel mit Journalisten, Publizisten und Verlegern aus den Jahren 1923 bis 1983,* Berlin: Duncker & Humblot 2013. 234 S., 36,90 €

»Öffentlichkeit« ist seit den 60er Jahren als Zauberwort im Gebrauch, mittels dessen vor allem Jürgen Habermas in der Bundesrepublik die Gewichte vom Staat weg hin zur Gesellschaft verschieben und nicht zuletzt machtbasierte Ungerechtigkeiten beseitigen wollte. Ob ihm das gelungen ist, darf trotz des offensichtlichen Zuwachses an Öffentlichkeit bezweifelt werden. Denn die wirklich wichtigen Entscheidungen fallen nicht in der Öffentlichkeit. Entscheidend dürfte weiterhin der sprich-

wörtliche »Zugang zum Machthaber« sein, den Carl Schmitt ins Spiel gebracht hat. Dieses Mißverhältnis zwischen der Öffentlichkeitstheorie eines Habermas und den Tatsachen des politischen Daseins nimmt Kai Burckhardt zum Ausgangspunkt seiner Einleitung in den vorliegenden Briefwechsel und preist Schmitt dabei als jemanden, der genau diese Lücke füllen kann.

Carl Schmitt kannte wie kaum ein zweiter die Vor- und Nachteile der Öffentlichkeit und wußte auch, daß sich der Wert der Öffentlichkeit nach der eigenen Machtfülle bemißt. Seine eigenen Erfahrungen spiegeln sich dabei in seinen Werken wider. Wichtig ist dabei Schmitts Weg vom nationalsozialistischen Staatsrat zum argwöhnisch beäugten Außenseiter in den Jahren nach 1936. Seine Schlußfolgerungen hat er, auf verschlüsselte Art und Weise, im *Leviathan* (1938) gezogen. In der Privatheit sah er den Keim des stillen Bürgerkriegs, in der Öffentlichkeit den Schutz davor. Seine eigene Existenz wurde erst nach 1945 zu einer privaten, aus der heraus Schmitt »Gespräche in der Sicherheit des Schweigens« (Dirk van Laak) führen konnte. Über seine Gesprächspartner, die oft publizistisch tätig waren, nahm Schmitt indirekt großen Einfluß auf die öffentliche Meinung der Bundesrepublik.

Die vorliegenden Briefe sollen diesen Prozeß anschaulich machen. Burckhardt hat dazu Briefe von verschiedenen Autoren an Schmitt und vor allem Briefe von Schmitt an andere ausgewählt, in denen das Thema Öffentlichkeit eine Rolle spielt. Laut Burckhardt sind diese als ein Ersatz für die fehlende Öffentlichkeitstheorie Schmitts zu verstehen. Die 113 Briefe erstrecken sich über eine Zeitraum von 60 Jahren (1923 bis 1983), wobei der Schwerpunkt auf der Zeit nach 1945 liegt, was mit den Umständen Schmitts erklärt wird, der aus der Zurückgezogenheit der Provinz heraus gezwungen war, stärker als in den Berliner Jahren schriftlich zu kommunizieren. Einige Briefe sind bereits veröffentlichten Briefwechseln entnommen (z.B. Ernst Jünger oder Hans-Dietrich Sander), bei den meisten handelt es sich um Erstveröffentlichungen.

In den Briefen finden sich zahlreiche Passagen, die das Bild Schmitts als interessiertem und aufgeschlossenem Gesprächspartner abrunden, gleichzeitig aber auch seine Fähigkeit zur aphorismenartigen Zuspitzung aufblitzen lassen, etwa wenn er 1950 an den *Zeit*-Chefredakteur Richard Tüngel schreibt: »Die Massen fragen nicht nach der Legalität, sondern halten sich an den geschichtlichen Trend. Dieser treibt sie nach Links … Was Links geschieht, hat die Absolution des Weltgeistes.« Nebenher lobt er seinen Text »Der Führer schützt das Recht« als »kühnen und mutigen Aufsatz« (an Giselher Wirsing, 1954) und wirft dem *Spiegel*-Herausgeber Rudolf Augstein (1954) vor, daß sich dieser öffentlich an »moralischer Entrüstung« gegenüber Wehrlosen beteiligt. Und dem Verleger des Diederichs-Verlags (wo Schmitts *Hamlet und Hekuba* erschienen war) schreibt er, nachdem er erfahren hat, daß seine Feindin Gräfin Dönhoff dort veröffentlicht: »Ich empfinde jetzt den dringenden Wunsch, Ihren Verlag so schnell und so unauffällig wie möglich zu verlassen …« (1962).

Die vorliegende Auswahl hat den Vorteil, auf knappem Raum viele Gesprächspartner Schmitts zu präsentieren. Es bleibt zu hoffen, daß wichtige Briefwechsel wie die mit Wirsing oder Karl Epting noch in voller Länge erscheinen werden. Wer die bereits veröffentlichten Briefwechsel kennt, weiß, daß Schmitt so gut wie nie Belanglosigkeiten mitzuteilen hatte, sondern immer auf den Kern eines Problems zielte. Die Einleitung des Herausgebers ist Schmitt gegenüber außerordentlich fair und bemüht sich an vielen Stellen um seine Rehabilitation. Schade nur, daß diese Reinigung auf Kosten Armin Mohlers geschieht, dem der Herausgeber ein »peinliches Epigonentum« unterstellt.

Erik Lehnert

Totalitarismus rot, braun

Lothar Fritze: *Anatomie des totalitären Denkens. Kommunistische und nationalsozialistische Weltanschauung im Vergleich,* München: Olzog 2012. 607 S., 58 €

Mit der Implosion des Kommunismus in Osteuropa endete das »totalitäre Zeitalter« (Karl-Dietrich Bracher). Der erneute Aufschwung der Totalitarismus-Theorie in den 1980er Jahren, der sich im darauffolgenden Jahrzehnt fortsetzte, förderte den Niedergang dieses Systems. Ein wichtiges Ergebnis der Aufarbeitung der nationalsozialistischen sowie der kommunistischen Diktatur ist das mehrbändige Werk *Totalitarismus und Politische Religionen,* das unter Leitung von Hans Maier ab Mitte der 1990er Jahre entstanden ist.

Angesichts der schieren Masse an Informationen bezüglich der beiden totalitären Varianten verwundert es, daß es noch ein Gelehrter wagt, eine groß angelegte Synopse über das Thema vorzulegen. Der Politologe Lothar Fritze arbeitet sorgfältig, quellengesättigt und mit stupender Kenntnis der Sekundärliteratur den Vergleich beider »verwandten Feinde«, der immer Unterschiede und Gemeinsamkeiten umfaßt, heraus. Als eine der diversen Parallelen zeigt der Mitarbeiter des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismus-Forschung an der TU Dresden den Glauben sowohl der Anhänger von Kommunismus wie Nationalsozialismus an höhere Geschichtsgesetzlichkeit auf, der vermeintlich dazu berechtigte, die Alltags-



moral, etwa das Tötungsverbot, für bestimmte Bevölkerungsgruppen außer Kraft zu setzen. Das Ziel, einen »neuen Menschen« auf der Basis völlig veränderter zivilisatorischer und gesellschaftlicher Grundnormen, in der klassenlosen oder »reinrassigen« Gesellschaft, zu kreieren, verfolgten beide Richtungen konsequent und unter Inkaufnahme von Hekatomben an Opfern. Gleichfalls werden die Differenzen akribisch analysiert. Der Kommunismus war die in theoretischer Hinsicht fundiertere Variante. Sie konnte überdies stärker an den Diskurs der abendländischen Moralphilosophie anschließen. Erfreulich ist, daß der Verfasser auch Historiker zu Wort kommen läßt, die zumeist aus historischen Debatten ausgegrenzt werden, beispielsweise Ernst Nolte, Stefan Scheil und Josef Schüßlburner.
Auch wenn die Forschungen über den Totalitarismus im Detail weitergehen werden, hat Fritze wohl für längere Zeit das maßgebliche Kompendium der beiden so wirkmächtigen Weltanschauungen verfaßt.

Felix Dirsch

1968 und die deutsche Frage

Matthias Stangel: *Die Neue Linke und die nationale Frage. Deutschlandpolitische Konzeptionen und Tendenzen in der Außerparlamentarischen Opposition (APO),* Baden-Baden: Nomos 2013. 638 S., 99 €

Als Reaktion auf die von Horst Mahler, Reinhold Oberlercher und Günter Maschke verfaßte »Kanonische Erklärung zur Bewegung von 1968« erschien 1999 im Netz ein Aufruf ehemaliger SDS-Mitglieder. Der Versuch der »Kanoniker« dem SDS nachträglich eine nationalrevolutionäre Rolle und der Bewegung von 1967/68 nationale Tendenzen zuzuweisen wurde scharf zurückgewiesen: »Nationalisten waren wir nie!!« In der Tat war die »Kanonische Erklärung« nicht mehr als eine gut gemeinte Solidaritätsadresse für den wegen »rechter« Kontakte vom Berufsverbot betroffenen früheren Berliner SDS'ler Bernd Rabehl, inhaltlich stand sie indes auf mehr als wackligen Füßen. Im SDS-Bundesvorstand gab es für deutschlandpolitische Vorstellungen oder befreiungsnationalistische Ansätze mit dem Ziel einer Wiedervereinigung keinerlei Sympathien. Anders sah dies in West-Berlin aus, wo mit Rudi Dutschke und Bernd Rabehl zwei DDR-»Abhauer« eine führende Rolle spielten, die von Anfang an die Wiedervereinigung Deutschlands – wenngleich auch kaum unter bundesrepublikanischen Vorzeichen und Bedingungen – in ihr politisches Kalkül gefaßt hatten. Für beide war die nationale Frage kein Tabu, auch den Klassenkampf sah Dutschke, in diesem Fall eindeutig auf Marx' Spuren, zwar nicht dem Inhalt, aber durchaus der Form nach »national«. In der von Klaus Rainer Röhl herausgegebenen Zeitschrift *Das da* hat Dutschke mit Henning Eichberg und Wolfgang Strauß, zwei damaligen Wortführern der Neuen Rechten, freimütig über diese Thematik diskutiert. Matthias Stangel legt mit *Die Neue Linke und die nationale Frage* eine umfangreiche Studie vor, die als Dissertation an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn angenommen wurde. Umfassend und kenntnisreich befaßt sich der Autor mit diesem bislang weitgehend unerforschten Phänomen jüngerer deutscher Zeitgeschichte. Nach der Auflösung des SDS und der Zersplitterung der 68er-Bewegung in ideologisch offen verfeindete Fraktionen fand bei einigen Gruppen der radikalen Linken ein Paradigmenwechsel in Bezug auf die nationale Frage statt. Während die von der SED abhängige orthodox-kommunistische DKP deren Standpunkt der Zweistaatlichkeit einnahm und »Nation« für Spontaneisten, Links-Sozialdemokraten und Trotzkisten ohnehin ein Unwort darstellte, gründeten sich unter dem Begriff »K-Gruppen« oder »ML-Bewegung« diverse am chinesischen und albanischen Stalinismus orientierte maoistische »Parteien«. Insbesondere in der Programmatik und Propaganda der KPD/ML(»Für ein sozialistisches Gesamtdeutschland!«), der KPD und der MLD (Marxisten-Leninisten-Deutschland) nahm die deutsche Frage bald einen zentralen Stellenwert ein. So forderten KPD und MLD unter dem Schlagwort »Vaterlandsverteidigung« einen nationalrevolutionären Unabhängigkeitskampf gegen jegliche Fremdherrschaft auf deutschem Boden. Zeitweilig kam es zu einer lagerübergreifenden Einheitsfront mit der damals noch strikt antikommunistischen CSU. Doch dürfen diese »Ausreißer« nicht darüber hinwegtäuschen, daß derart »exotische« Gruppen innerhalb des linken Spektrums alleine standen, und die antinationale Haltung der deutschen Linken bis heute ihre Hauptströmung ist. Daher bildet auch der integre Sozialist Rudi Dutschke (»Die Spaltung Deutschlands ist die Spaltung der deutschen Arbeiterklasse«) mit seinem patriotischen Bekenntnis zur eigenen Nation nur die Ausnahme von der Regel.

Werner Olles

Keine bedingungslose Freundschaft

Johannes Frackowiak (Hrsg.): *Nationalistische Politik und Ressentiments. Deutsche und Polen von 1871 bis zur Gegenwart; Reihe Berichte und Studien* Nr. 64; Göttingen: V&R unipress 2013. 313 S., 29,99 €

Welche Bedeutung deutsche und polnische Vorbehalte in den Beziehungen beider Völker seit der Reichsgründung 1871 hatten, war im September 2011 dem Dresdner Hannah- Arendt-Institut für Tota-

litarismusforschung einen internationalen Workshop wert. Eine wägende Bilanz beiderseitiger Ressentiments wird jetzt im Tagungsband gezogen. In fünf Zeiträume unterteilt, legen die Autoren solide historische Handwerksarbeit vor: preußisch-deutsche Polenpolitik bis 1918, Zwischenkriegszeit, deutsche Besatzung, die »sozialistische Ära« und das Nebeneinander von zwei demokratisch regierten Nachbarländern. Für letztere Epoche resümiert Institutsmitarbeiter Tytus Jaskuluwski: »Die Studie besagt unterm Strich keine bedingungslose Freundschaft zwischen Deutschland und Polen. Allerdings zeigt sich, daß die Ressentiments und Nationalismus im bilateralen Alltag immer weniger Platz haben und an Bedeutung verlieren.«
Daß das nicht selbstverständlich ist, veranschaulicht Piotr Madajczyk, Professor und Leiter der Abteilung »German Studies« an der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Warschau, in seinem Beitrag »Auf der Suche nach den Ursachen der ethnischen Säuberungen in Polen nach 1945«. Im Zentrum seiner Ausführungen steht die Frage, welche inneren und äußeren Einflüsse zu den Exzessen führten. Nationalistische Ideologie hatte ihre zersetzende Wirkung zwischen den Kriegen entfaltet. Im autoritär regierten Pilsudski-Staat waren nicht nur die Deutschen behördliche Opfer der mangelnden Gleichberechtigung, sondern auch die Ukrainer sollten assimiliert und die Juden zur Emigration »überzeugt« werden. Ab Frühjahr 1939 eskalierten die deutsch- polnischen Auseinandersetzungen, wuchs die Gewaltbereitschaft. Die deutsche Besatzungsherrschaft tat ein Übriges, um die Volksgruppen unversöhnlich gegenüberstehen zu lassen. »Nach 1945 war die Nationalität entscheidend, und es dominierte die Vorstellung, daß sie mit der Staatsangehörigkeit identisch sein sollte.« Aber im noch nicht völkerrechtlich anerkannten neuen Territorium lebten einige Millionen Deutsche. Gefühle der Rache, die Enttäuschung über die sowjetische Fremdherrschaft, Zuzug westlicher Emigranten, Bevölkerungsaustausch mit den östlichen Sowjetrepubliken stellte die neue, sowjetisch dominierte Diktatur vor einige Probleme. »Es gab zwar keine Bedrohung für die Existenz der polnischen Nation mehr, aber die kommunistischen Machthaber, welche sich als Hauptkraft des antideutschen Widerstands präsentierten, nutzten oft ähnliche Herrschaftsmethoden wie das Dritte Reich.« Platz für die »Neubürger« und materielle Grundlagen für diese schufen die Vertreibung der ethnischen Deutschen. Fast siebzig Jahre nach dem Kriegsende sollte auf beiden Seiten vergeben, aber nichts vergessen werden.

Felix Alexander Pönisch

Antike Korrekturen

Michael Sommer: *Narren im Purpur. Lebensbilder aus der Antike,* Mainz: Zabern 2012. 160 S., 24.99 €

Je weiter eine Epoche zurückliegt, je weniger wir über sie wissen, desto eher eignet sie sich für Neu- und Umdeutungen. Das gilt in besonderem Maß für die Antike, wenn man darunter die Zeit zwischen den »dunklen Jahrhunderten« und der Völkerwanderung begreift. Trotzdem ist die Auffassung von ihrer Bedeutung im wesentlichen seit langem festgelegt. Natürlich bleibt unbestreitbar, daß es sich um eine entscheidende Epoche der europäischen Geschichte handelte, aber die allgemeine Vorstellung von einer Epoche der »Griechen und Römer« leidet nicht nur unter der geographischen Fixierung auf das Mittelmeer, die zur Ausblendung all jener Völker und Reiche führt, die von jenseits der Grenzen auf diesen Raum einwirkten, sondern auch unter der Unklarheit aller Vorstellungen von der »Vorgeschichte« wie vom Untergang Roms und unter gewissen fixen Ideen von der Vorgeschichte des Abendlandes überhaupt.
In verschiedenen Aufsätzen hat der in Liverpool lehrende Althistoriker Michael Sommer versucht, für ein breiteres Publikum Korrekturen an der Einseitigkeit der üblichen Interpretationen vorzunehmen. Das ist nicht immer gleich gut gelungen, aber auf einige informative Beiträge des vorliegenden Sammelbandes sei hingewiesen: sie behandeln den Versuch einer alternativen Interpretation des Seevölkersturms, die Bedeutung des phönizisch-punischen Bereichs, die Funktion der Prätorianer für das kaiserliche Rom und das übliche Mißverständnis des von Spartacus angeführten Sklavenaufstands. Im letzten Fall verknüpft Sommer geschickt die antiken Ereignisse mit ihrer Wirkungsgeschichte, was ihm auch für das Problem des »Cäsarenwahnsinns« und des Kaisers Elagabal (Stefan Georges Algabal) überzeugend gelingt.

Karlheinz Weißmann

Anatomie der vierten Macht

Uwe Krüger: *Meinungsmacht. Der Einfluß von Eliten auf Leitmedien und Alpha-Journalisten eine kritische Netzwerkanalyse,* Köln: Halem 2013. 378 S., 29,50 €

Die Rede von der medialen »Schweigespirale«, vom kollektiven Totschweigen bestimmter Themen, Akteure und Vorgänge steht im Arsenal der Erzählungen rechter Gesellschaftskritik seit Jahrzehnten in der ersten Reihe. Zwischen diagnostischer Lagebestimmung zur Aufklärung der Machtmittel im öffentlichen Kommunikationsraum und larmoyanter Verschwörungsbehauptung tat

sich dabei stets ein Bereich der trüben Argumente auf, in dem faktenferne Vermutungen und allerhand brauchbare Unbelegbarkeiten unterkamen. Mittlerweile jedoch, mit der Verbreitung eines allgemeinen, wenigstens diffusen Bewußtseins über die Prozesse öffentlicher Meinungsproduktion, sehen sich selbst die lauesten politischen Lager mit dem Problem dieses Zwischenbereichs konfrontiert.

Hier setzt die unter dem Titel *Meinungsmacht* erschienene Dissertationsschrift des Leipziger Journalismusforschers Uwe Krüger an. Ihr Ziel ist die Erfassung einer »Elitenorientierung« führender Journalisten und Medien in Deutschland. Krüger beginnt empirisch mit der Methode einer Sozialen Netzwerkanalyse von beeindruckendem Umfang und erweitert diese durch eine Inhaltsanalyse, die quantitative und qualitative Ansätze sinnvoll kombiniert. Im Ergebnis steht die Skizze eines Milieus NATO-affiner Atlantiker, das die deutsche Sicherheits- und Außenpolitik sowie die Berichterstattung darüber koordiniert und dominiert, wie Krüger en detail am Beispiel der Münchner Sicherheitskonferenz darlegt. Obwohl der Autor sich einer journalismusethischen Beurteilung seiner Ergebnisse aus einer konsequent liberaldemokratischen Perspektive keinesfalls enthält, ist er sich der Grenzen seiner Arbeit wohl bewußt – ein Umstand, der entscheidend zu ihrer Brauchbarkeit beiträgt. Die Studie zeigt indizienreich und überzeugend, wie selbstreferentielle Diskurse und Schweigespiralen entstehen können und entstanden sind, kann jedoch unmöglich den Beweis zukünftiger Zwangsläufigkeiten antreten. Den Versuch, zu einem allgemein gültigen Modell politisch-medialer Machtstrukturen zu finden, unternimmt Krüger glücklicherweise nicht, er wäre wohl aussichtslos.

Uwe Krügers Buch bietet, auch wenn es zuweilen in den Duktus eines Indizienprozesses verfällt, hier weit mehr als nur eine interessante Informationssammlung. Es offenbart einen hochgradig aktuellen Ausschnitt der Anatomie der vierten Macht, wie er bislang im deutschsprachigen Raum nicht zu haben ist.

Felix Springer

100 Jahre Meißner-Treffen

»Die sauberen Knaben der wohlgenährten Bürger gingen in neuen Anzügen auf der Albrechtstraße spazieren, kleinen Mädchen folgend. Und dazwischen nun die wildfrohen Gestalten, dieses bunte Gemengsel toller Pennäler. Sie traten mit klobigen Stiefeln auf das zarte Pflaster …«. So, als unerhört rebellischen Auftritt und leibhaftiges Kontrastprogramm, beschrieb Hans Blüher 1912 den Auftritt kurzbehoster Wanderjünglinge am Steglitzer Bahnhof. Sechzig Jahre später galt das, was bei Blüher zur Avantgarde taugte, im Lichte der Medien- und Konsumgesellschaft als »hoffnungslos altmodisch und hinterwäldlerisch«.



Ludwig Klages, Jan Robert Weber (Hrsg.): Mensch und Erde, Berlin: Matthes & Seitz 2013. 80 S., 10 €

Am 11. und 12. Oktober jährt sich zum hundertsten Mal der sogenannte Freideutsche Jugendtag auf dem Hohen Meißner im osthessischen Bergland. Das Wandervogel-Treffen 1913 war gedacht als Kontrast zu den staatstragenden Feiern, in denen der Völkerschlacht bei Leipzig gedacht werden sollte. Die offiziellen Jubiläumsfeste wurden von den reformbewegten Jugendtag-Initiatoren als »hohl und hurrapatriotisch« abgetan. Berühmt wurde der Jugendtag, an dem zwei- bis dreitausend Jugendliche teilnahmen, vor allem durch die »Meißnerformel«, die Eigenverantwortlichkeit und »innere Wahrhaftigkeit« in den Mittelpunkt ihres Bekenntnisses stellte sowie den Verzicht auf Alkohol und Nikotin gelobte. Die zentrale Rede, die der Kulturphilosoph Ludwig Klages auf dem Meißnertreffen hielt, ist jüngst bei Matthes & Seitz Berlin in einer kommentierten Neuausgabe erschienen.

Der pensionierte Gymnasiallehrer Manfred Müller hat eine vortreffliche, reich bebilderte Broschüre (*Uns geht die Sonne nicht unter. Was bleibt von der deutschen Jugendbewegung?*, Thurnau 2013, 89 S., 6,50 €) zur Geschichte der Jugendbewegung verfaßt. Er schildert ihre Anfänge, nennt ihre Wurzeln – die britischen Pfadfinder gründeten sich bereits 1907 – und Beweggründe, befaßt sich eingehend mit ihren Betätigungsfeldern und Leitvorstellungen, beschreibt ideologische Überhöhungen innerhalb der (stets sehr heterogenen) Bünde ebenso wie die versuchten Eingliederungen in die Staatsjugend von HJ und FDJ. Ein Photo zeigt den jungen Honekker radelnd in Kluft.

Auf Jüngers Spuren im Kaukasus

Ernst Jüngers *Kaukasische Aufzeichnungen* sind in seine *Pariser Tagebücher (Strahlungen I)* eingebettet. Über drei Jahre währte Jüngers Aufenthalt in der Kulturhauptstadt Westeuropas, einundfünfzig Tage verbrachte er in Rußland. Nachdem der Offizier und Schriftsteller am 21. November 1942 in Kiew gelandet war, erfuhr er den Schock der Begegnung mit einem in Zerstörung und Bedürftigkeit versunkenen Land. Der Kontrast zu Paris konnte nicht größer sein. 18 Tage verbrachte Jünger in der Etappenstadt Woroschilowsk (Stawropol), flanierte dort, wie er es von Paris her gewohnt war. Später zog er als »Reisender der Krieges« an die Frontlinie des Waldkaukasus. Zum Ende seines kaukasischen Aufenthalts wurde Jünger in den Rückzug der deutschen Truppen aus ihren Bergstellungen hineingezogen und erlebte den Exodus der einheimischen Stämme, die mit der Wehrmacht kollaborierten.

Mit Jüngers Aufzeichnungen gleichsam unterm Arm und einer Kamera im Gepäck haben sich Max-Rainer Uhrig und Alexandre Sladkevich auf Jüngers eurasische Reisespuren begeben (*Ernst Jünger im Kaukasus. Ein eurasisches Zwischenspiel,* Würzburg: Ergon, 88 S., 19 €). Der resultierende Bildband, zugleich eine verständige Tagebuch-Exegese, zeigt Impressionen jener Orte und Landschaften zwischen Schwarzem Meer und Elbrus, die Jünger seinerzeit bereiste. Im Hinterhof des prächtigen Hauses in Maikop mit dem Coca-Cola-Sonnenschutz auf dem Gehsteig ließ der Sicherheitsdienst damals Erschießungen durchführen. Oder Tuapse am Schwarzen Meer, von der deutschen Luftwaffe monatelang bombardiert: Deutsche Kriegsgefangene bauten Teile der Stadt samt »Kulturpalast« wieder auf. Heute wird der Palast nächtens blau illuminiert. Jünger zeigte sich entsetzt über den Woroschilowsker Friedhof, »den verwahrlosesten, den ich je sah«. Daß sich am Zustand bis heute nichts geändert hat, haben die Autoren dokumentiert. Fotograf Sladkevich wurde festgenommen, als er darum bat, eine Aufnahme des Stawropoler Pestinstituts zu machen, ein »Horrortrip«! Eindrucksvoll haben die beiden auch die freundlichen Gesichter Eurasiens eingefangen – die jener Bürger, Veteranen, Schlachtfeldarchäologen, Förster und Übersetzer, die sie durch das Land begleiteten.

Die Reisestationen Jüngers in Rußland haben die Autoren sorgfältig dokumentiert, ebenso den Verlauf der militärischen Operationen im Herbst und Winter 1942/43.

Das Buch, textlich ergänzt durch umfangreiche Literaturhinweise, will auch mit Mißverständnissen und Legenden aufräumen, die sich um Jüngers Aufenthalt im Kaukasus ranken.

Günter Zehm 80 Jahre

Mit Günter Zehm feiert am 12. Oktober ein Urgestein des zeitgenössischen konservativen Jounalismus Geburtstag. Zehm wurde 1933 im sächsischen Crimmitschau geboren. Er studierte in Leipzig Publizistik, danach Philosophie bei Ernst Bloch und dozierte an der Universität Jena. 1957 wurde Zehm aufgrund SED-kritischer Äußerungen verhaftet und saß drei Jahre in den Zuchthäusern Torgau und Waldheim. 1961 konnte er sich nach Westdeutschland absetzen. Ab 1963 arbeitete er für die *Welt,* zwölf Jahre davon – bis 1989 – als stellvertretender Chefredakteur. Nach der Wende erhielt er in Jena eine Art Wiedergutmachungsprofessur, er lehrte dort bis 2008.

Seit nunmehr 38 Jahren verfaßt Zehm als Pankraz (»Der Allesbesieger«) eine wöchentliche, zeitkritische Feuilletonkolumne, zunächst für die *Welt,* dann für den *Rheinischen Merkur,* und seit 1995 für die *Junge Freiheit*. Zahlreiche seiner scharfzüngigen Glossen sind in Buchform erschienen, zuletzt versammelte der Band *An der Kehre* (Berlin: Edition JF, 240 S., 19,99 €) Texte, die sich mit der gegenwärtigen Krise befassen und der Band *Freie Rede Kolumnen über Tiefen und Untiefen genauen Sprechens* (Berlin: Edition JF, 220 Seiten, 19,90 €). Bei Antaios sind in opulenten und bibliophilen Bänden Zehms *Jenaer Vorlesungen* erschienen, von denen mancher sagt, die Lektüre ersetze ein halbes Philosophiestudium.

Konservative Ästhetik

Nach langer Durststrecke erfreut uns die *Zeitschrift für Ideengeschichte* mit einer durchgehend lesenswerten Ausgabe (Heft VII/3, Herbst 2013). Unter der Überschrift »Konservative Ästhetik« haben die Herausgeber nicht nur Autoren wie Karl Heinz Bohrer und Helmut Lethen versammelt, sondern auch Texte zu Hans Sedlmayr, T.S. Eliot und Arnold Gehlen. Bereits im Vorwort heißt es, daß sich die »kunstrevolutionären Energien, die ständigen Ankündigungen des Aufbrechens von Sehgewohnheiten, die immer gleichen Provokationsspiralen weitgehend erschöpft« hätten und daß das Neue in den Künsten nicht selten die »Wiederentdeckung des Alten« sei: »Was einmal ein Minoritätenprogramm eigentümlicher Denker war, erlebt ein irritierendes Comeback – konservative Ästhetik.« Damit nun keiner Arges denkt, an Kulturpessimismus etwa, heißt es abschließend mit Beschwichtigungsgestus: »Die Zonen vermischen sich.« Dazu paßt das Titelbild, auf dem Arno Breker mit einem nicht gerade freundlichen Gesichtsausdruck ein Porträt von Joseph Beuys in den Händen hält. Bei den Texten ist das nicht durchgehend der Fall, so, wenn Hans Sedlmayr mit seinem »Verlust der Mitte« als eine eher skurrile Gestalt abgetan wird. Dafür entschädigen dann die Aphorismen des im Juni verstorbenen Henning Ritter oder auch die herz- und boshaften Stellen, die Karl-Siegbert Rehberg aus den Briefen Gehlens zitiert. Unterhaltsam ist der Indizienbeweis, den der Archäologe Luca Giuliani gegen die Echtheit des sogenannten *Warren Cup* führt, eines silbernen Kelches mit homosexuellen Darstellungen, der angeblich aus der augusteischen Zeit stammen soll. Bemerkenswert ist zum Schluß die kurze Besprechung von Christopher Clarks Buch über den Weg in den Krieg von 1914, *The Sleepwalkers,* die den Revisionismus Clarks gegen die Geschichtspädagogik Fritz Fischers hochleben läßt: »Daß man Generationen deutscher Schüler eine politisch wertvolle, aber historisch unhaltbare Lektion erteilt hat, ist nur eine der Schlußfolgerungen.« Allerdings verrät das »politisch wertvoll« vielleicht mehr, als es soll: Irgendwie ist es gar nicht schlecht, daß wir Deutschen glauben, die Schuld am Weltkrieg zu tragen. Und deswegen darf es auch ein Heft zur konservativen Ästhetik geben. (128 Seiten, 12,90 €, www.z-i-g.de)

Schicksalsfahrt

Das Dresdener Musikprojekt Darkwood (www.darkwood.de, siehe auch *Sezession* 34/2010) widmet seine aktuelle Veröffentlichung *Schicksalsfahrt* zwei Größen der Flugkunst: Antoine de Saint-Exupéry und Amelie Hedwig Beese. Die weltferne Himmels- und Freiheitssehnsucht des Dichters (1900–1944) ist bekannt, »Meli« Beese (1886–1925) war die erste deutsche Motorfliegerin. »Fliegen ist notwendig. Leben nicht«, hinterließ Beese als letzte Nachricht, bevor sie sich ums Leben brachte. Unter den zehn melancholischen Titeln der Scheibe mag »Der letzte Flug« – im Netz leicht auffindbar – als Anspieltip gelten. Als von nachgerade bezaubernder Schönheit besticht abermals Henryk Vogels Stimme, unterstützt



durch das übliche Folk-Instrumentarium, durch Violine und Cello. Zwei der auf englisch vorgetragenen Lieder sind vertonte Gedichte von Emily Brontë, daneben hat Vogel Anleihen bei unpopulären Poeten genommen. Ein traumhaft-assoziatives Begleitheftchen krönt die Publikation.

Zu beziehen sind CD (12,50 €) oder LP (17 €) über den Plattenverlag Heidenvolk, PF 200211, 01192 Dresden oder über die Netzseite.

1813

14. Juni – Ernst Moritz Arndt schließt seinen Text über »Volkshaß« ab:

»Ich will denn Haß gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer. Dann werden Teutschlands Grenzen auch ohne künstliche Wehren sicher sein, denn das Volk wird immer einen Vereinigungspunkt haben, sobald die unruhigen und räuberischen Nachbarn darüber laufen wollen. […] So bleibe denn der Haß als ein heiliger und schützender Wahn im Volke. Was durch Tugend, Wissenschaft und Kunst bei dem einen Volke in seiner Art vortrefflich ist, das Große und Menschliche, was die erhabene Einheit und Göttlichkeit der Welt ausmacht, wird darum auch dem andern Volke angehören und als Gemeingut der Menschheit von ihm angenommen und geehrt werden.«

1913

11./12. Oktober – Auf dem Hohen Meißner findet der Erste Freideutsche Jugendtag als Jahrhundertfeier von 1813 statt. Für die Festschrift verfaßt Ludwig Klages den Aufsatz »Mensch und Erde«:

»Die meisten leben nicht, sondern existieren nur mehr, sei es als Sklaven des ›Berufs‹, die sich maschinenhaft im Dienste großer Betriebe verbrauchen, sei es als Sklaven des Geldes, besinnungslos anheimgegeben dem Zahlendelirium der Aktien und Gründungen, sei es endlich als Sklaven großstädtischen Zerstreuungstaumels; ebenso viele aber fühlen dumpf den Zusammenbruch und die wachsende Freudlosigkeit. In keiner Zeit noch war die Unzufriedenheit größer und vergiftender.«

2013

3. September – Joachim Gauck anläßlich seines Staatsbesuches in Frankreich:

»Erinnerungen prägen unser Bild von uns selbst und davon, was wir uns zutrauen, sie können hemmen oder beflügeln. Ich werde zum Beispiel nicht aufhören, 1989 als Schatz in unserem nationalen Erinnerungsgut zu empfinden: Auch Deutsche können Revolution! Gerade wir Deutschen wissen aber ebenso, wie wichtig Erinnerung auch an dunkle Seiten der Geschichte ist, wie wichtig eine ehrliche Auseinandersetzung mit Schuld ist und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen. Ich bin dankbar und bewegt, morgen gemeinsam mit Ihnen, Herr Präsident, Oradour-sur-Glane besuchen zu können.«

www.sezession.de